

UNGARN

**MONATSSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUUSTAUSCH**

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

**VÖLKER IM MITTELALTERLICHEN UNGARN
MOLTKE IN UNGARN
AUF DEM DICHTERTREFFEN IN WEIMAR
MOZART UND UNGARN**

**Ungarische Gesellschaft im Mittelalter
Mit Shakespeare im Schwarzwald
Széchenyi als Soldat
Ungarnweine**

**Gedichte von GY. ILLYÉS, L. TOMPA, L. MÉCS und M. BABITS
Holzschnitte von D. FÁY**

Bücher- und Presseschau

**VERLAG DANUBIA
BUDAPEST – LEIPZIG**

UNGARN

MONATSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,

KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SEKRETÄR:

ELEMÉR V. BUÓCZ, Ministerialreferent.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag



Inferno

**HOLZSCHNITTE ZU DANTES „GÖTTLICHE KOMÖDIE“
VON DESIDER FAY**

1848. ÉVI TÖRTÉNETI ÉS TUDOMÁNYOS KÖNYVTÁR

OSZK

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Purgatorio



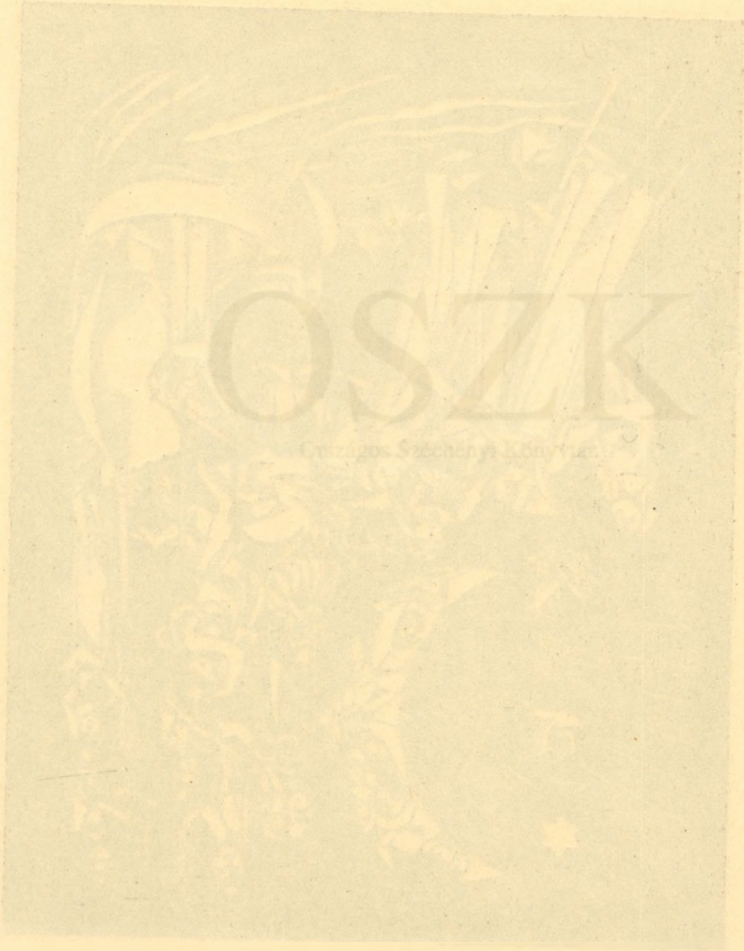


Purgatorio



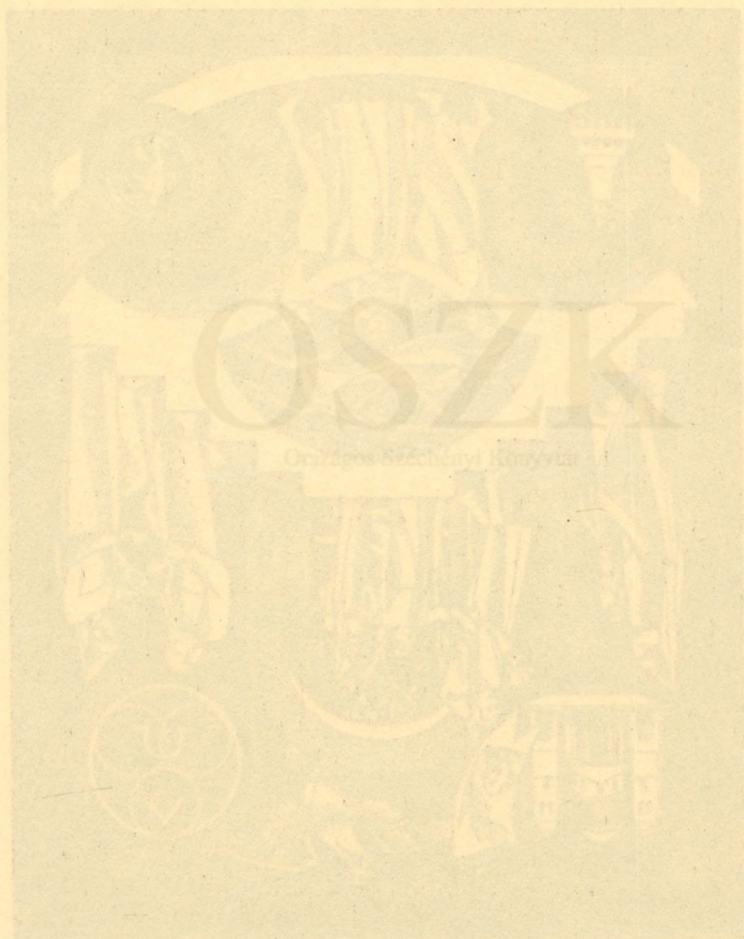


Paradiso





Paradiso





Paradiso



VÖLKER IM MITTELALTERLICHEN UNGARN

VON JULIUS SZEKFÜ

Wiederholt versuchte ich die Frage zu beantworten, welche Behandlung das Ungartum des Mittelalters den nichtungarischen Völkern des Landes, den Minderheiten also, zuteil werden liess. Dabei gelangte ich zu dem Ergebnis, dass das Ungartum den unterworfenen Völkern gegenüber bereits im Mittelalter Duldung bekundete, wie ihm dies schon seit der Zeit im Blute lag, als es sich in den eurasischen Steppen zum Volk entwickelt hatte. Seit Stephan dem Heiligen baute das Ungartum ein eigenartiges System zum Schutz der Minderheiten aus, dessen Merkmale fast im Leben sämtlicher nicht-ungarischer Minderheiten hervortreten: eigene Gerichtsbarkeit, gesonderter Militärdienst unter eigenen, vom König ernannten Führern, Autonomie der niederen Verwaltung, gesonderte Steuerleistung und gewisse Formen der kirchlichen Autonomie. Im allgemeinen wurde den Minderheiten im Mittelalter eine besondere Behandlung zuteil „und diese Behandlung — sagte ich in einer meiner Studien — war stets eine, sich nach Völkern und Zeiten ändernde Form der Autonomie“. Nach der Logik der geschichtlichen Dinge musste sich aus dieser duldsamen Behandlung die Zufriedenheit der ungarländischen Minderheiten und die Tatsache ergeben, dass das Verhältnis zwischen Staatsvolk und Minderheiten in Ungarn gewiss besser und freundschaftlicher war, als anderswo, wo das Staatsvolk keine so grosse Duldsamkeit gegenüber den Minderheiten bezeugte. Dass dem in der Tat so war, soll hier durch einige Angaben bestätigt werden, die das Verhältnis der Völker Europas zueinander im Mittelalter erhellen.¹

Bei der Untersuchung der Ansichten der mittelalterlichen Völker über einander und ihrer entsprechenden Haltung müssen wir zunächst unterscheiden, ob die betreffenden Völker gesondert, in von einander unabhängigen Staaten, oder in einem Staat, eines dem anderen unterworfen lebten. Nach heutigen Begriffen handelt es sich im ersten Fall

¹ Alle Angaben, die sich auf das Zusammenleben der westlichen Völker, und besonders der Deutschen und Slaven beziehen, entnehme zwei neueren Studien: *Erich Maschke, Das Erwachen des Nationalbewusstseins im deutsch-slavischen Grenzraum.* 1933, und *Heinz Zatschek, Das Volksbewusstsein, sein Werden im Spiegel der Geschichtsschreibung.* 1936.

um internationale, im zweiten um minderheitliche Beziehungen. Beide sind in gleichem Masse wichtig, da sie die eigenartige, individuelle Denkart eines Volkes in gleichem Masse kennzeichnen. Übrigens bieten die bisherigen Forschungen über zwischenvölkische Beziehungen kein wesentlich abweichendes Bild: aus ihnen geht hervor, dass die Völker über ihre Nachbarn in der Regel mit Angst und daher mit Hass, oder aber mit Geringschätzung und Verachtung sprachen. Der Bischof von Cremona und Staatsmann Kaiser *Ottos des Grossen*, der Longobarde *Liudprand*, der im 10. Jahrhundert lebte, hat über kein Volk Gutes zu sagen; er ist hierin das Vorbild fast sämtlicher Beobachter des Mittelalters, die auf nationaler Grundlage stehen. Er war es, der die alte Fabel über das Trinken von Menschenblut auf die Ungarn anwandte, die Römer niederträchtig und feig, die Burgunder ein geschwätziges, gefräßiges, ängstliches Volk, die Byzantiner grossmäulige, prahlerische, weibisch verweichlichte, kriechende, verlogene Eunuchen nannte und über die Deutschen die Ansicht der Byzantiner mitteilte: sie seien in betrunkenem Zustand mutig, nüchtern zittern sie, ihr Bauch sei ihr Gott, als Reiter seien sie nichts wert. Bekanntlich standen in den Jahrhunderten des Mittelalters grosse Teile Italiens unter der Herrschaft der deutsch-römischen Kaiser; das italienische Selbstbewusstsein reagierte hierauf so stark, dass zeitgenössische Beobachter stets von dem angeborenen Deutschenhass der Italiener sprechen. Im allgemeinen wurde dieses italienische Selbstbewusstsein durch die Erinnerung an die Grösse des alten Rom genährt und hochgezogen, und dies bestimmte auch die Ansicht über die später hervorgetretenen „barbarischen“ Völker, die die Italiener bereits vor dem Humanismus voll Verachtung behandelten. Das selbstbewusste Denken der Franzosen entwickelte sich gleichfalls sehr früh und, ähnlich wie bei den Italienern, teils aus historischer Erinnerung: sie hielten sich für das Volk *Karls des Grossen*, für das erste Volk Europas, woraus sie ihr Streben nach europäischer Vorherrschaft ableiteten. Sie hassten zunächst jenes Volk, das ihren Machtbestrebungen im Wege stand, vor allem das Deutschtum; daher die stets verletzende, beschimpfende, deutschfeindliche Spitze französischer Erklärungen des Mittelalters. Demgegenüber enthalten englische Quellen kaum Beschimpfungen anderer Völker, selbst die Franzosen werden von den Engländern nicht herabgesetzt, obwohl diese mit Frankreich hundertjährige Kriege führten. Der moderne deutsche Schriftsteller, dem wir diese Angaben verdanken, bezeichnet diese Zurückhaltung der Engländer als germanische Tugend und glaubt dasselbe auch bei den Deutschen des Mittelalters entdecken

zu können, die seiner Ansicht nach den für andere Völker so bezeichnenden Hass gegen die Nachbarn gleichfalls aus dem Sicherheitsgefühl des germanischen Selbstbewusstseins nicht aufkommen liessen. Ich glaube eher, dass die Engländer vielmehr durch ihre Entfernung und ihre Insellage der Verpflichtung zu Streit und Hader enthoben wurden, die im Mittelalter so allgemein war und die Deutschen sich in Wirklichkeit kaum anders verhielten, wie die Franzosen, Italiener und andere Völker. Als Eroberer empfanden die Deutschen gegenüber den Nachbarn ihre Überlegenheit und daraus folgte Hochmut und Verachtung. Es möge hier genügen, auf die Ansicht eines der gebildetesten Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, des Bischofs *Otto von Freising* hinzuweisen, der bekanntlich über die göttliche Vorsehung staunte, die Ungarn den Magyaren, diesen wahren menschlichen Ungeheuern zum Besitz gab. In solchen und ähnlichen Erklärungen, die sich in gleicher Weise auf Slaven, Franzosen und Italiener beziehen, kann kaum „Zurückhaltung“ erblickt werden.

Alle diese Ansichten entstammen der mittelalterlichen Geschichtsschreibung; ihre Wurzeln liegen einerseits im tatsächlichen Verlauf der Geschichte — das ängstliche oder gehässige Volk hatte wohl Ursache, den mächtigen Nachbarn zu fürchten und zu hassen, das starke aber, den Schwachen zu verachten —, andererseits im Selbstbewusstsein der politisch führenden Schicht des betreffenden Volkes. Es handelt sich hier somit nicht um anekdotische Volkscharakteristiken, die sich „aus naiven volkskundlichen Erfahrungen“ zusammensetzen; in der Art, wie ein Volk seine Nachbarn betrachtet, kommen auch eigenes Schicksal, die ihn betreffenden neuesten Ereignisse, Kämpfe und Schicksalsschläge zum Ausdruck, doch auch der eigene Charakter gibt dem Bilde über den Nachbarn eine eigenartige Färbung. Der deutsche Forscher von heute erblickt nur bei den Engländern und Deutschen Zurückhaltung gegenüber ihren Nachbarn, oder — was dasselbe ist — ihren Feinden, und schliesst daraus auf die geistige Überlegenheit der beiden Völker. Auf Grund der Untersuchung ungarischer Quellen könnte diese Überlegenheit auch für das Ungartum in Anspruch genommen werden. Allerdings schrieb *Anonymus* mit einer gewissen ironischen Verachtung über den Mut der Völker, denen seine Phantasie die Ungarn Árpáds gegenüberstellte, auch die Chronik behandelt in der Schilderung der Kämpfe zwischen Deutschtum und Ungartum im 11. Jahrhundert die Deutschen mit Abneigung, doch kann dies alles demgegenüber, wie die abendländischen Völker zur gleichen Zeit sich gegenseitig beschimpften, wohl Zurückhaltung und fast Wohlwollen genannt werden. Die ungarischen Chronisten zerren auch den Kriegs-

gegner nicht in den Kot und aus dem ganzen Mittelalter gibt es kaum Angaben über die Herabsetzung einzelner Nachbarn, wie der Kroaten, Serben und Rumänen. Allerdings genügt dies noch nicht, um uns selbst aus sittlichem Verhalten ein gutes Zeugnis auszustellen.

Viel lehrreicher ist die andere Gruppe der zwischenvölkischen Beziehungen: die zwischen herrschendem und unterworfenem Minderheitenvolk. Die deutsche Geopolitik und Wirtschaftsgeographie von heute liebt es, den breiten Streifen, der zwischen dem deutschen und dem russischen Reich vom Baltischen Meer bis zum Balkan reicht, auf dessen südlichem Teil Ungarn und seine alten Nebenländer liegen, Zwischeneuropa zu nennen. Rechnen wir zu diesem Gebiet auch die benachbarten, von Deutschen bewohnten Länder hinzu, im Norden östlich von der Elbe und im Süden die österreichischen Provinzen, dann haben wir in der Tat einen in mancher Hinsicht einheitlichen Teil des europäischen Festlandes abgegrenzt. Auf diesem Boden verbreitete sich nämlich der sog. neuzeitliche Grossgrundbesitz und die bodengebundene Leibeigenschaft, deren Probleme vom 15. Jahrhundert beinahe bis heute von wirtschaftlichem und sozialem Standpunkt aus verwandt, oft gleich sind. Auf diesem Gebiet nahm das Deutschtum, im Verkehr mit seinen östlichen Nachbarn, in dem nunmehr tausendjährigen östlichen deutschen Kolonisationsvorgang gegenüber Slaven, Polen, Tschechen und Ungarn Stellung. Im Mittelalter entliess das Deutschtum Jahrhunderte hindurch immer wieder neue Scharen, das auf diese Weise die Bevölkerung der östlich von Westfalen liegenden Gebiete, sowie die slavischen Bewohner des späteren südlichen Österreichs eindeutschte, später auch die Grenzen dieses neuen geschlossenen deutschen Siedlungsgebiets weit nach Osten verschob und selbst darüber hinaus in drei Richtungen zwischen die Nachbarvölker eindrang: im Norden in die Baltischen Staaten und auf polnischen Boden, in der Mitte nach Böhmen und darüber hinaus nach Polen, im Süden über das Donautal nach dem Osten und noch südlicher gegen das Adriatische Meer hin. Auf allen diesen Gebieten kann der Verkehr zwischen den Völkern nur anfangs international genannt werden, in der Zeit, als sie sich einander nur näherten. Diese Annäherung ging natürlich in kriegerischer Form vor sich: die noch heidnischen Slaven, unter ihnen die Preussen und die Wenden vernichteten die westlichen Nachbarn, und die Deutschen, im Besitz ihrer überlegenen kriegerischen und gesellschaftlichen Organisation, zogen zur Bekehrung und Unterwerfung ihres heidnischen Nachbarn aus. Der weitere Verlauf der Kolonisation ist jedoch nicht mehr für die Verwicklungen des internationalen, sondern des Minderheitenlebens bezeichnend. Die

Deutschen unterwarfen ihrer Herrschaft slavische Minderheiten in grosser Anzahl, die sie allmählich in sich einschmolzen, der polnische und der böhmische Staat aber erhielten, ähnlich wie der ungarische, deutsche Minderheiten innerhalb ihrer Grenzen, mit denen sie zu rechnen hatten. Diese geschichtliche Lage brachte eine neue Haltung hervor, die in den gegenseitigen Erklärungen der Deutschen, Böhmen und Polen zu beobachten ist. Über die Haltung der Ungarn kann hier vorläufig noch nicht gesprochen werden, da diese ganz anders war, als die der einander gegenüberstehenden Parteien in den Ländern nördlich von Ungarn.

Der Grundcharakter der deutsch-böhmisch-polnischen Beziehungen wurde dadurch bestimmt, dass diese Völker einander zunächst noch als Christen und Heiden gegenüberstanden. Heute wird allgemein anerkannt, dass der erschreckende Strom des mittelalterlichen Hasses und der Ausrottungskriege nicht irgendeiner volklichen oder nationalen Abneigung, sondern dem christlich-heidnischen Gegensatz entsprang. Gegen die Wildheit der Heiden wehrten sich die Christen ebenso wild, nannten die Heiden Hunde und wenn sie sie nicht bekehren konnten, fühlten sie sich berechtigt, sie auszurotten. Auch der üble Ruf der Ungarn im 10. Jahrhundert erklärt sich hieraus: Deutsche, Franzosen und Italiener hassten sie als den heidnischen Feind, der den Boden des Christentums („Fines Christianorum“) verwüsten will. Hieraus erklärt sich, dass sie gegenüber den nach Stephan dem Heiligen bekehrten Ungarn nicht mehr diesen rücksichtslosen Ton anwandten; dieser wurde nunmehr den an den östlichen Grenzen des christlichen Europas erscheinenden Neuheiden: den Petschenegen und Kumanen zu teil, die nun dieselben Beschuldigungen, das Essen von Menschenfleisch, Trinken von Menschenblut zu ertragen hatten, wie früher die Ungarn, als diese noch Heiden waren. *Anna Komnen* zählt die Namen der Petschenegen-Heerführer im 12. Jahrhundert mit grossem inneren Widerwillen auf, da sie der Ansicht ist, dass solche barbarische Namen den Körper der Historia verzerren, ihr Antlitz entstellen. Zwischen Christen und Heiden war jede Waffe erlaubt, hieraus folgt die ursprüngliche Roheit der gegenseitigen Erklärungen einerseits der Deutschen, anderseits der Böhmen und Polen.

Die deutschen Forscher von heute versuchten dieser Gehässigkeit auch eine rassische Erklärung zu geben. In der Tat fanden sie zwei Angaben, die für eine solche Erklärung geeignet erscheinen. Nach einer deutschen Quelle des 9. Jahrhunderts fand der Abt von Fulda während eines Spaziergangs am Flussufer den Geruch der dort badenden Slaven ekeleregend, wogegen die Slaven die Körperausdünstung

der unter ihnen angesiedelten Friesen nicht vertragen konnten. Dieser „physische Ekel“ ist zweifellos ein gelegentlicher Ausdruck für den Hass und die Verachtung zwischen Christen und Heiden, ähnlich dem vom Bischof Otto von Freising geprägten Begriff der ungarischen „Menschenungeheuer“. Rassische Abneigung konnte sich hinter solchen Erklärungen umso weniger verbergen, als zur Zeit des Bischofs von Freising die Heirat zwischen der führenden deutschen und ungarischen Schicht bereits seit mehr als hundert Jahren üblich war. Sicher ist jedoch, dass die Unerbittlichkeit des christlich-heidnischen Gegensatzes auch später für lange Zeit nur düstere und grausame Beziehungen zwischen Deutschen und Slaven zeitigen konnte.

Offen gesagt hassten sich diese Völker auch dann, als sie schon längst Christen waren. Mit nicht misszuverstehenden Angaben in sehr früher Zeit dient uns hiefür der erste grosse Geschichtsschreiber der Tschechen, der Prager Domherr *Cosmas* (gestorben 1125), der sich in der Geschichte seines Volkes im 11. Jahrhundert über die Deutschen mit beispiellosem Hass äussert. Nach ihm raubte der tschechische Prinz *Bretislaw* 1021 die Tochter eines deutschen Grafen aus dem Kloster, weil er wusste, dass „die angeborene Aufgeblasenheit und der Hochmut der Teutonen“, mit denen sie die Slaven und ihre Sprache betrachten, die Heirat nicht zulassen würde. Der Sohn *Bretislaw's*, *Spitignew* trieb dann alle Deutschen aus seinem Land, unter ihnen auch seine eigene Mutter. Sein Bruder, Fürst *Wratislaw* dagegen war kein solcher Feind der Deutschen; er machte einen deutschen Priester, den Domherrn von Leitmeritz zum Erzbischof von Prag, worauf sich seine Brüder und die Grossen des Landes gegen ihn erhoben. Wie *Cosmas* berichtet, erklärte damals einer von den tschechischen Hochadeligen, dass „im Sinne der menschlichen Natur jeder sein eigenes Volk mehr liebt, als den Fremden und wenn er könnte, würde er selbst die fremden Flüsse in sein Vaterland leiten. Daher setzen wir auf die heilige Kanzel der Kirche eher einen Hundeschwanz, oder Eseldreck, als diesen Pfaffen“. Spätere tschechische Geschichtswerke überhäufen die Deutschen, wenn möglich, mit noch heftigeren Beschimpfungen, denen sie meist ihren Hochmut und ihre Verachtung vorwerfen. Hieraus kann nach unseren heutigen Begriffen wohl auf den Minderwertigkeitskomplex der Tschechen geschlossen werden, der zweifellos auch als Grundgefühl vorhanden war und dem jeder Ausdruck des Hasses und der Leidenschaft entsprang. Es gab Zeiten, in denen die Tschechen dieses Gefühl auch auf die Ungarn ausdehnten, so unter Kaiser und König *Siegmund*, der auf seine ungarischen Aristokraten bekanntlich auch einen grossen Teil der Verwaltung seiner nicht-

ungarischen Länder, des Deutschen Reiches und Böhmens übertrug. Nach einer hussitischen Chronik waren Deutsche und Ungarn ererbte Feinde der tschechischen Sprache, durch sie wollte Siegmund Böhmen vernichten, was auch seine Erklärung bezeugt, er würde ganz Ungarn hingeben, wenn er in Böhmen alle Tschechen ausrotten könnte.

Heutzutage hören wir oft die Herabsetzung der „sprachlich-nationalen“ Denkart und damit auch die Ansicht, die Entdeckung der Sprache als höchstes nationales Kennzeichen sei erst das Ergebnis der Aufklärungs-, oder gar der liberal-demokratischen Zeit. Die mittelalterlichen tschechischen, noch mehr aber polnischen Quellen berichten anders. Im polnisch-deutschen Verhältnis spielte die Sprachenfrage bereits im 13. und 14. Jahrhundert eine so bedeutende Rolle, dass wir zuweilen fast den Tatsachen der heutigen national-staatlichen Denkart gegenüberstehen. Die Polen beurteilten die politische Zugehörigkeit der Gebiete bereits 1339 nach der sprachlichen Einheit; sie erhoben auf die von dem deutschen Ritterorden eroberten Pomerellen mit dem Hinweis darauf Anspruch, dass die dortigen Einwohner alle polnisch sprechen (worin sie übrigens Unrecht hatten). Gegen einen Bischof von Krakau erhoben die Polen 1306 die Anklage, dass er sich mit Unerstützung der Deutschen gegen das *Land*, die *Sprache* und das *Volk* der Polen verging. Die Synoden der Kirche von Gnesen brachten bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Statuten, in denen bestimmt wurde, dass Deutsche in den konfessionellen Schulen nicht unterrichten dürfen, falls sie die polnische Sprache nicht vollständig beherrschen; noch weiter geht ein Synodalbeschluss aus dem Jahre 1326: er schliesst die Fremden aus dem Besitz aller kirchlichen Güter aus. Dies alles berührte nicht nur das kulturelle Leben und die etwaige Raumgewinnung des dörflichen, sondern auch die jenes städtischen Deutschtums, dessen Freiheiten auch in Polen, gerade wie in Ungarn, durch königliche und sonstige Privilegien gesichert waren. Der völkische Hass hielt auch vor den Basteien der Städte nicht halt. 1312 nahm das deutsche Bürgertum von Krakau gegen das Königtum des *Wladislaw Lokietek* Stellung, worauf die Polen mit blutiger Vergeltung antworteten: sie hielten in den Strassen von Krakau die Vorübergehenden an, liessen sie ein besonders schweres polnisches Wort aussprechen und wer dies nicht konnte, wurde ohne jedes weitere Verfahren ermordet. Die bis dahin deutsche Amtssprache der Stadt wurde aufgehoben, an ihre Stelle aber nicht das Polnische, sondern das Lateinische gesetzt. Ihre Denkart unterschied sich somit doch von der des Nationalismus im 19. Jahrhunderts: sie kannten die positive kulturelle Bedeutung der Amtssprache noch nicht, sonst hät-

ten sie anstatt der deutschen die polnische eingeführt. Dagegen hatten sie in negativer Richtung bereits ein feines Gefühl und fanden es unhaltbar, dass in ihrem Lande eine so grosse und reiche Stadt wie Krakau nicht in der eigenen, sondern in der Sprache eines fremden Volkes verwaltet werde.

Gleich denen, die diese Angaben gesammelt haben, bin auch ich der Ansicht, dass die Grundlage der polnischen und tschechischen Schutzmassnahmen die Angst war, die sich dieser auch zahlenmässig schwachen Völker bemächtigte, als sie des Zuges grosser deutscher Massen nach dem Osten gewahr wurden. Es war für sie unmöglich, das militärische Übergewicht der deutschen Ritter, den technischen Fortschritt der deutschen Landwirte, (die bereits zu der Zeit eiserne Pflüge benützten, als die Slaven die Oberfläche des Bodens noch mit Holzpflügen bearbeiteten), die höhere Wirtschaftspraxis der deutschen Bürger nicht zu empfinden. Sie hatten nicht nur Furcht vor all dem, sondern beugten sich auch — wenn auch unbewusst — davor. Die deutschen Stadtrechte und sonstigen Freiheiten, die das Leben der deutschen Siedler der östlichen Kolonisation regelten, übernahmen die Polen hie und da auch selbst, und gingen so von ihrer althergebrachten Rechtsordnung ab. Andererseits erklärt es sich aus der menschlichen Natur, dass sie die Überlegenheit der Deutschen immer erbitterter betrachteten, je mehr sie unter ihren Einfluss kamen; daher das Unfreundliche, oft Grausame und Blutige in den Beziehungen der beiden Völker. Zunächst dieses Moment ist auf die ungarische Geschichte anzuwenden.

Das Ungartum des Mittelalters stand nicht unter der überwältigenden Wirkung der Überlegenheit eines der europäischen Völker. Die christliche Kultur, um die es sich im Mittelalter einzig handelte, übernahm es von Franzosen, Deutschen, Italienern, sowie von Slaven, die es in seinem Lande vorfand. Das Ungartum war eklektisch und dieser Umstand bewahrte es davor, einem einzigen Volke verbunden zu werden. Heute wissen wir bereits, dass der deutsche Kultureinfluss auch unter den Arpaden oft gegenüber dem französischen, italienischen, ja vielleicht dem englischen und spanischen zurücktrat; das Selbstvertrauen der Nation aber konnte nur ein übermässiger Einfluss gefährden, der seinen Ausgang von einem Nachbarvolk genommen hatte. Von entfernter lebenden Völkern konnten Bildungsgüter ohne Furcht und Besorgnis, ohne Gefährdung der Unabhängigkeit und Selbständigkeit übernommen werden. Noch ein Gesichtspunkt darf hier nicht ausser Acht gelassen werden. Nicht umsonst hatte König Stephan der Heilige fremden Rittern und Handwerkern die Tore ge-

öffnet, wie er dies an einer berühmten Stelle seiner „Ermahnungen“ erklärte: diese Fremden, die einzeln im Ungartum aufgingen, brachten jene politische, militärische und technische Gewandtheit ins Land, die notwendig war, damit die führende Schicht des Ungartums mit den westlichen Nachbarn als gleichgestellter Partner verkehre, und ihren Minderwertigkeitskomplex nicht durch gehässige Worte oder Taten zu „überkompensieren“ brauchte. So viel Schimpfworte wir auch bei deutschen Chronisten und Annalisten über Verschlagenheit, Untreue, und Unverlässlichkeit der Ungarn lesen, wenn wir diese Ausdrücke und die hinter ihnen sich bergende seelische Haltung mit den deutsch-polnischen und deutsch-tschechischen Beziehungen vergleichen, ist es unmöglich, den verhältnismässig freundlicheren Ton, oder wenigstens jenen Abstand nicht zu erkennen, der die unerlässliche Voraussetzung für einen korrekteren Verkehr und die vornehme Zurückhaltung bildet. Dass die Deutschen die Ungarn nicht als „Slaven“ betrachteten, sondern als ihnen ähnliche Ritter, wird in kennzeichnender Weise durch einen Bericht im Geschichtswerk des Kanzlers Ludwigs des Bayern *Albertus de Strassburg* bezeugt. *Rudolf von Habsburg*, der Zeitgenosse des ungarischen Königs *Ladislaus IV.* hegte schon lange Groll gegen einen ungarischen Comes *Iwan*, der stets in österreichisches Grenzgebiet eindrang und dort plünderte. Er wandte daher List an, und liess ihn durch einen Ritter zu sich rufen. *Iwan* ging arglos nach Wien, doch als er vor den König kam, erwachte sein Verdacht; um sein Leben zu retten, ergriff er dessen Pokal und trank daraus in dem Glauben, dass ihm der König nunmehr nichts zuleide tun wird. *Rudolf* jedoch ging äusserst unritterlich vor und liess den ungarischen Comes nach dem Mittagmahl in der vereisten Donau ertränken. Als aber der ungarische Herr bei Tisch verhaftet wurde, zog der Gardenkommendant das Schwert um ihn zu verteidigen; der König musste ihn anrufen: „Was geht es dich an!“, damit er den Degen strecke. Jener „hervorragende Ritter“ aber, der *Iwan* nach Wien berief und nicht wusste, weshalb *Rudolf* diesen nach Wien bringen liess, wurde angesichts des Treubruchs fast wahnsinnig und entfloh im Gefühl seiner Schmach aus dem Hof. Wir können als sicher annehmen, dass dieser *Iwan* noch kein Ritter im abendländischen, deutschen Sinn war, kämpfte doch auch sein grosser Namensverwandter und Zeitgenosse, der gewaltigste und zügelloseste Oligarch des Jahrhundertendes und ärgste Verwüster der österreichischen Provinz, *Banus Iwan*, Sohn des *Heinrich Kőszegi* noch nicht nach deutscher Art. Mehrere zeitgenössische Schilderungen seiner Schlachten sind bekannt, in denen er z. B. eine starke Truppe schwäbischer Ritter durch seine „unregelmäs-

sige“ ungarische Kampffart in Verwirrung setzte. Dennoch hielten die „hochmütigen“ deutschen Ritter die Ungarn für ihresgleichen und ebenbürtig, denen gegenüber sie sich ritterlich zu benehmen hatten. Diese kleine Geschichte, die auch eine Anekdote sein mag, und deren ehrenrechtlicher Zeugniswert auch von dem Erzähler, dem Kanzler Albert anerkannt wird — nennt er doch den deutschen Ritter wegen seines Ehrgefühls hervorragend — beweist allein, dass nicht nur die Ungarn keine Minderwertigkeitsvorstellungen gegenüber den Deutschen hatten, sondern auch diese weit entfernt davon waren, die Ungarn, ähnlich wie die Slaven, mit Verachtung zu behandeln.

Hinter all dem aber müssen wir das vollste Sicherheitsgefühl des Ungartums erblicken. Sie vertrauten sich selbst und fürchteten ausser Gott niemanden. Sie hatten auch keine Ursache zur Furcht, da die Ordnung ihres Landes trotz des ständigen Haders der Herren fest war und durch nichts erschüttert werden konnte. Hier wenden wir uns wieder unserem ursprünglichen Thema, der Minderheitenfrage zu. Während aus den Texten der mittelalterlichen Geschichtsschreiber Bände von gegenseitigen Beschimpfungen zusammengestellt werden können, finden wir bei den ungarischen Historikern kaum solche Stellen. Das Wenige, das dennoch vorliegt, entstand in Kriegszeiten, und bezog sich auf den Gegner. Über die im Lande lebenden Nicht-Ungarn, über die Minderheiten dagegen finden wir kein einziges übles Wort in diesen Schriften, aber auch in keinem anderen Text, der bisher veröffentlicht wurde. Möglich dass die genaue Untersuchung des urkundlichen, vor allem des noch unveröffentlichten Materials vereinzelt mündliche Verbalinjurien zum Vorschein bringen würde, doch halten wir auch dies nicht für wahrscheinlich, wenn wir das Fehlen derartiger gesetzlicher Massnahmen oder Bestrebungen in Betracht ziehen, die z. B. den deutschfeindlichen Statuten der Polen glichen. Das Ungartum des Mittelalters erblickte in seinen nationalen Minderheiten niemals eine Gefahr, wehrte sich auch nicht gegen sie und befasste sich daher auch mit dem Schutz der ungarischen Sprache nicht in der Weise, wie die Polen mit dem ihrer Sprache. Es hatte seine Sprache nicht zu schützen, nicht nur, weil sie niemand bedrohte, sondern auch, weil es eine solche Bedrohung nicht fürchtete; die Seele des mittelalterlichen Ungartums erfüllte das Gefühl vollkommener Sicherheit. Es hatte keine Angst vor seinen nationalen Minderheiten, und wir können hinzufügen, dass es von ihnen auch nicht so viel lernte, wie man annehmen könnte. Innerhalb der Landesgrenzen gewährte das Ungartum den Minderheiten breiten Raum; sie durften ihr Leben nach eigener Rechtsordnung einrichten, auf die eigene Rechtsordnung

aber, die das Leben des eigenen Volkes bestimmte, liess das Ungartum eher entferntere Kulturen, wie die französische, italienische einwirken. Gerade diese eklektische Übernahme der Bildungswerte gibt die Erklärung dafür, dass das Ungartum auf die eingewanderten Minderheiten nicht aufblicken musste und nicht zu befürchten hatte, dass die höhere Bildung dieser die eigene zersetzen oder umgestalten könnte. Über die Bevölkerung der sog. niederungarischen Bergstädte (Besztercebánya-Neusohl, Selmecebánya-Schemnitz, usw.) wissen wir, dass sie das Ungartum weder in gesellschaftlichen Vorzügen, friedlichem Zusammenleben, reibungsloser ruhiger Selbstverwaltung, noch in landwirtschaftlicher Erfahrung erreichte, doch gab es in diesen Landesteilen Einwanderer, die selbst die Technik des Bergwerkes von den Ungarn erlernen konnten und mussten. In Macht und Geist war die Führerschaft des Ungartums im Laufe des ganzen Mittelalters keinen Augenblick zweifelhaft, woraus wieder folgt, dass es sich in seiner sicheren Lage wohl leisten konnte, die Nationalitäten gut zu behandeln und ihre Autonomie unversehrt zu erhalten.

So sehr wir Recht haben, und wir auch wissen, dass wir Recht haben, dürfen wir doch nicht verschweigen, dass auch über die Art, wie das Ungartum seine Minderheiten im Mittelalter behandelte, wesentlich andere Ansichten in Europa verbreitet werden. Vorwürfe dieser Art der Nachfolgestaaten von Trianon wollen wir jetzt ausser Acht lassen. Die nach 1918 erhobenen Klagen gehen im allgemeinen aus früheren Zusammenstellungen hervor, die von den bürgerlich-liberalen Schriftstellern des 19., ja noch von den aufgeklärten Spiessbürgern des 18. Jahrhunderts herrühren. Wie sich die Kenntnis der minderheitenfeindlichen Vergehen des Ungartums vor 1848 auf zwei-drei Fälle beschränkt, die unsere Gegner von einander übernahmen und mehr oder weniger ergänzt weitergaben, so pflegt man auch über das Vorgehen des Ungartums im Mittelalter zwei-drei Fälle anzuführen. Der eine Fall bezieht sich auf die deutschen Bürger von Buda (Ofen), die 1438 bei der Thronbesteigung *Alberts von Habsburg* den Führer der ungarischen Bürger, *Johann Ötvös* folterten und in die Donau warfen, worauf sich die Ungarn, nach der Chronik *Túróczis*, erhoben und ihre Forderung durchsetzten, dass von nun an der Bürgermeister jährlich abwechselnd, der Magistrat aber zur Hälfte ungarisch und deutsch sei. Der zweite Fall, auf den sich die siebenbürgisch-sächsische Geschichtsschreibung gerne beruft, besteht darin, dass *Ladislaus V.* die Stadt *Bistritz* gegen die Rechte der Sachsen als Privatbesitz *Johann Hunyadi* übergab, nach dessen Tod die Einwohner von *Michael Szilágyi* in der Tat unterdrückt

wurden, bis ihnen 1464 König *Matthias Corvinus* durch Wiederherstellung ihrer Freiheit Gerechtigkeit widerfahren liess. Der dritte Fall ergab sich ohne äusseren Einfluss, als natürliche Folge der gesellschaftlichen Entwicklung: nachdem in Kolozsvár (Klausenburg) die Zahl der Ungarn bedeutend zugenommen hatte, verlangten diese die Anstellung eines ungarischen Kaplans neben dem sächsischen Pfarrer. Dies wurde 1453 auch erreicht, doch gaben sich die Ungarn damit nicht zufrieden und ruhten nicht, bis 1458 auch die städtische Verwaltung zweisprachig wurde, so dass nun die Angelegenheiten der Stadt auch in Klausenburg jährlich abwechselnd ein deutscher und ungarischer Richter, zur Hälfte ein deutscher und ungarischer Magistrat und deutsche und ungarische Wahlbürger leiteten.

In zwei Fällen von diesen drei forderten die Söhne des Staatsvolkes Rechte für sich, da ihre Zahl in einzelnen Städten in dem Masse zunahm, dass ihre Forderung auch nicht abgewiesen werden konnte, im dritten Fall handelt es sich um eine „feudale“ Gewalttätigkeit in unruhiger Zeit, wie sie auch ungarische Städte unzähligemal zu erleiden hatten; übrigens machte diesem Unrecht der ungarische König in kaum einigen Jahren ein Ende. Vergleichen wir mit diesen „Beschwerden“ der Minderheiten in Ungarn die fast endlose Reihe von Greuelthaten, die im Mittelalter nördlich von uns verübt wurden und von denen wir oben nur einige Fälle und nicht einmal die schreiendsten angeführt hatten, so darf wohl mit Recht angenommen werden, dass der Einwohner eines anderen Kontinents oder gar eines anderen Planeten bei der Betrachtung der beiden Listen, der ungarischen und der polnisch-tschechisch-deutschen unbedingt anerkennen würde: das ungarische Minderheitensystem sei weit menschlicher, ruhiger und somit auch politisch kluger gewesen, als das andere, in Mittel- und Osteuropa herrschende System. Der mittelalterliche Autonomie-Gedanke, der sich von der Selbstverwaltung der liberal-demokratischen Welt, sowie vom Volksgruppen-Begriff des Nationalsozialismus wesentlich unterschied und den die Ungarn dazu noch elastisch, frei von allem Doktrinären und jeder Gleichmacherei anwandten, — anders bei verwandten Stämmen, Rumänen, Viehzüchtern, Gebirgshirten, Stadtwohnern, anders bei den Siebenbürger Sachsen und den Deutschen der Zips, anders in den königlichen Freistädten und in den mit geringeren Rechten ausgestatteten Städten, — dieser Autonomie-Gedanke und seine Durchführung war die Schöpfung des ungarischen politischen Genius. Diesem Genius hatte er sein Leben zu verdanken, wie auch alle die Völker, die als nationale Minderheiten die durch diesen Gedanken geschaffene Ordnung innerhalb der ungarischen

Grenzen genossen durften, lange Jahrhunderte ihres ruhigen, menschenwürdigen Daseins diesem Genius des Ungartums zu verdanken hatten. Ihr Leben verlief nicht in der Atmosphäre von Beschimpfungen, Herabsetzungen, gegenseitiger Verachtung und gegenseitigen Misstrauens; im Lande Stephans des Heiligen lebten die Völker — nach einer Angabe aus dem 13. Jahrhundert nicht weniger, als 16 der Sprache nach verschiedene Völker — in Frieden. Der Schreiber dieser Zeilen liebt es, diesen Frieden den Frieden Stephans des Heiligen zu nennen, denn — wie wir die Dinge auch betrachten mögen — seine „Ermahnungen“ enthalten letzten Endes den ersten Text, der diese Ordnung von Jahrhunderten, das friedliche Zusammenleben von Völkern und Sprachen unter der Herrschaft des Ungartums, grundsätzlich und theoretisch umriss und als Vermächtnis hinterliess.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

MOLTKE IN UNGARN

VON LADISLAUS TÓTH

Von den deutschen Persönlichkeiten, die im vergangenen Jahrhundert Ungarn besuchten, wird neben *Bismarck*, dem Politiker und *Friedrich List*, dem Gelehrten verhältnismässig wenig über *Moltke*, den Feldherrn gesprochen, der als junger Generalstabshauptmann nach dem Osten reisend, nach Ungarn kam und seine Reise nicht nur in beachtenswerten Tagebuchnotizen, sondern auch in charakteristischen Zeichnungen verewigte. Es zeugt für die ausserordentliche Persönlichkeit des Autors, dass seine Aufzeichnungen sich nicht in der äusserlichen Beschreibung der Reiseerlebnisse und der literarischen Bearbeitung von Reisebüchern erschöpfen. Aus jeder Zeile geht hervor, dass *Moltke* sein Urteil über Ungarn mit denkendem Kopfe, auf Grund eigener Erfahrungen und Studien bildete.

Als sich *Moltke* auf die Reise nach dem Osten begab, war er fünfunddreissig Jahre alt und konnte bereits auf eine an Erlebnissen reiche Vergangenheit zurückblicken. Sein Vater, einst preussischer Offizier, wirtschaftete auf einem Adelsgut in Mecklenburg-Schwerin, kam an den Rand des Ruins und trat dann, um seine grosse Familie erhalten zu können, in die dänische Armee ein; auch seine Söhne bereiteten sich als dänische Staatsbürger zur militärischen Laufbahn vor. So wurde der spätere deutsche Feldherr im Alter von siebzehn Jahren Page des dänischen Königs, und ein Jahr später, 1818, begann er als Leutnant seine Militärlaufbahn. Doch diente er bloss drei Jahre unter der Fahne des dänischen Königs. Als er 1821 Urlaub erhielt und mit seinem Vater nach Berlin reiste, lernte er, zum erstenmal in seinem Leben, die preussische Armee kennen. Er bekam grosse Lust im Offiziersstab dieser Armee zu dienen und verwirklichte auch bald seine Absicht. Im folgenden Jahre war er bereits Leutnant eines preussischen Infanterieregimentes. Dann verbrachte er drei Jahre in der Kriegsschule, aus der er mit vorzüglicher Qualifikation entlassen wurde. *Moltke* war besonders in der Kartographie hervorragend und erhielt daher erst in Sizilien, dann in Posen Mappierungsaufgaben. Ausser den militärischen Wissenschaften interessiert er sich auch für Literatur und macht selbst Versuche auf literarischem Gebiete, in Prosa und in Versen. Doch am meisten fesselt ihn Geschichte. Er beginnt auch *Gibbons* römische Ge-

schichte ins Deutsche zu übersetzen. Seine historischen Arbeiten machten ihn auch als Schriftsteller bekannt. 1835 erhielt er als Generalstabshauptmann die königliche Genehmigung, eine sechsmonatliche Studienreise nach der Türkei antreten zu dürfen. Er hatte die Absicht, seine Reiseerfahrungen nicht nur von dem Gesichtspunkt des Soldaten und Geographen aus, sondern auch von dem des Historikers zusammenzufassen.

Seine Reise nach dem Osten, die er bis Konstantinopel auf dem Festland zurücklegen wollte, trat er am 5. Oktober 1835 aus Breslau an, und kam über Troppau, Olmütz und Brünn am 10. Oktober in die Kaiserstadt. Entzückt betrachtet er die Schönheiten der Stadt. Er findet Wien schöner als Berlin, in erster Linie darum, weil es in Wien viele krumme Gassen gebe, die langen, geraden Strassen Berlins seien dagegen langweilig. Auch das lustige, lärmende Leben Wiens, die Beweglichkeit, die hier herrscht, gefällt ihm. Am meisten aber ergreift ihn die Schönheit des Stephansdomes. Sein erster Weg führt ihn in den Dom und er findet ihn viel schöner als das Strassburger Münster.

Moltke genießt Wiens Schönheiten, doch befasst er sich auch mit den Vorbereitungen zu seiner Reise nach dem Osten. Er verschafft sich Empfehlungsschreiben an die führenden Kreise in Pest, Semlin, Bukarest und Konstantinopel, um seine Reise zu erleichtern. Auch von dem ungarischen Leben erhält er in Wien eine erste Kostprobe. Durch einen Freund, der zusammen mit ihm nach Wien kam, ladet ihn ein ungarischer Aristokrat, der in Kroatien fünfzigtausend „Untertanen“ hat, zu sich ein. Während des Essens werden fünf Sorten Weine serviert, alle eigene Fechsung des Hausherrn.

Leider erwähnt Moltke den Namen des ungarischen Aristokraten nicht, wie er auch nicht sagt, von wo er ausser persönlichen Eindrücken und Erfahrungen, sowie Lektüre, seine sachlichen und gründlichen Kenntnisse über Ungarns Lage nahm.

Er verlässt Wien am Morgen des 18. Oktobers, und fährt auf einem kleinen Schiff donauabwärts nach Pozsony (Pressburg). Sie sind zu zwölft, unter ihnen auch Engländer, die — wie Moltke bemerkt — überall zugegen sind, wie das Salz in den Speisen, obwohl sie nicht immer die Würze der Gesellschaft bilden. Übrigens hatte die Reise einen ziemlich üblen Anfang. Das Schiff lief auf eine Sandbank und kam nicht los. Die Reisenden gingen in strömendem Regen ans Land, und von dort zu Fuss ins nächste Dorf, dann mit Wagen nach Pressburg, wo sie gegen Mitternacht zitternd vor Kälte und bis auf die Haut durchnässt, doch in guter Laune ankamen.

Von der ungarischen Krönungsstadt sah Moltke nicht viel. Schon den nächsten Tag ging er um fünf Uhr morgens mit seinen englischen Reisegefährten an Bord des Dampfschiffes „Pannonia“. Die Einschiffung der Waren dauerte ziemlich lange, so dass er bei der Morgendämmerung noch die Umrisse der Pressburger Festung sehen konnte, die wie ein „viereckiger Galgen“ aussieht. Die Landschaft ist eben, langweilig, und in dem ununterbrochen strömenden kalten Regen ist es gut, sich in dem bequemen Saal des Dampfschiffes niederzulassen, zuzuhören, wie die Mitreisenden auf den deutschen Zollverein schimpfen, zuzusehen, wie die Engländer Schach und die schwarzäugigen, bärtigen Ungarn Whist spielen.

Moltke kam in Pest gegen acht Uhr abends, bei stürmischem Wetter an, und konnte ausser den Laternen an beiden Ufern des Flusses nichts sehen. Den nächsten Tag erblickt er das wunderbare Panorama von Buda (Ofen) und Pest. Den Blocksberg mit der Zitadelle, die Ofner Berge, die Raitzenstadt mit ihren kleinen weissen Häusern und die königliche Burg, die oben auf dem Berge an Stelle des Palais von König Matthias erbaut wurde und in der jetzt der Palatin wohnt, findet er geradezu malerisch. In der Mitte der Donau liegt die herrliche Margareteninsel. In Pest fallen ihm die Aristokratēpalais, das Theater, das Bad mit der überraschend hübschen Fassade und das Kasino auf. Die beiden Städte sind durch eine breite Schiffsbrücke verbunden. Moltke meint, durch die wunderbare Umgebung von Ofen und das lebhafteste, bewegte Leben von Pest seien diese zwei Städte einer der schönsten Orte der Welt.

Auch über die Warmbäder in Ofen spricht Moltke eingehend in seinem Tagebuch. Die Quellen, die schon die Römer gekannt hatten, schätzten auch die Türken sehr hoch, die die Bäder besonders liebten. Das Publikum des Rudas-Bades bot ein farbiges Bild, Moltke selbst schreibt über das köstliche warme und kristallklare Wasser, er habe nie ein angenehmeres Bad genossen. Wie in Wien, so besuchte er auch hier das deutsche Theater. Es sei ein grosses Gebäude, aber innen dunkel, kalt, und mit schlechter Akustik. Das Publikum sei zahlreich und äusserst dankbar. Eine sehr schlechte Tänzerin trat auf, die sich — ein echtes Biedermeierbild — vor ihrem Auftritt bekreuzigte.

Allein Moltke begnügte sich keineswegs damit, die Schönheiten von Ofen und Pest zu geniessen, sondern interessierte sich auch für die politische und soziale Lage Ungarns, wie dies seine Tagebuchaufzeichnungen bezeugen.

In Ungarn herrsche auch heute noch der Adel, seit Polens Fall stehe Ungarn in dieser Hinsicht allein in Europa — schreibt er in seinem Tagebuch. In England teile sich in der Herrschaft Geburtsadel

und Geldadel, in Ungarn dagegen regiere allein der Geburtsadel. Gewiss besitze er dazu auch das geschichtliche Recht. Nicht nur, weil er vor neun Jahrhunderten das Land durch Waffen erobert hatte, sondern auch darum, weil er auch seither das Land verteidigte. „So ist seine heutige Stellung, so schroff sie auch gegen die andern Klassen erscheinen mag, in ihrem Ursprunge rechtlich genug begründet und man kann sie durchaus nicht mit dem Masse anderer Völker messen“ — schreibt er mit Überzeugung in seinem Tagebuch.

Allein die Zeiten ändern sich, und mit der Aufstellung eines ständigen Heeres fiel das Schwert aus der Hand des ungarischen Adels. Dies war für ihn ein grösserer Schlag, als die Niederlage bei Mohács. Es zeigte sich auch zur Zeit der Kriege gegen Napoleon, als der Adel dreimal erst dann zu den Waffen griff, nachdem der Friede bereits geschlossen war. Zum vierten Male kam das ungarische adelige Heer tatsächlich in den Kampf, konnte jedoch keinen grösseren Erfolg aufweisen, als die Schlacht bei Győr (Raab) — schreibt Moltke; diese aber gehörte nicht zu den härtesten Kämpfen der napoleonischen Kriege. So war das Ziel eigentlich nicht mehr vorhanden, um das zu erreichen ungefähr ein Zehntel der Bevölkerung Ungarns von allen Steuerlasten befreit war und sämtliche politischen Rechte genoss.

Dieser Adel aber, der alle politischen Rechte genießt, ist keine einheitliche Gesellschaftsklasse, wie Moltke sehr richtig feststellt. Die Vermögensunterschiede sind ganz beträchtlich. Einige Aristokraten sind äusserst wohlhabend, sie gehören vielleicht zu den Reichsten Europas. Man sagt, ein Sechstel des Landesgebietes sei im Besitze von Familien des Hochadels. Dagegen ist der grösste Teil des Adels sehr arm. Diese nennt man — Moltke schreibt den Namen ungarisch — *Opankenadel*; sie erhielten diesen, weil sie zu arm sind, um sich Stiefel zu kaufen und nur Opanken tragen. Auch die ungarischen Dichter und Schriftsteller schreiben nicht sehr lobend über ihn, sie sagen, er sei faul, hochmütig und roh, ausserdem könne ungefähr die Hälfte dieses verarmten Adels weder schreiben noch lesen. Dieser Adel ist im Besitze seiner Privilegien nur ein Hindernis des Fortschrittes. Der Bauer versorgt die Armee nicht nur mit Menschen, auch alle Kosten der Erhaltung der Armee liegen auf seinen Schultern. Der Bauer baut Strassen, zahlt den Zoll, und die Erbauung einer Steinbrücke zwischen Pest und Ofen kann nicht ausgeführt werden, weil der Adel kein Brückengeld zahlen will.

Moltke, der Geschichtspolitiker, sieht auch das Verhältnis zwischen Ungarn und Österreich mit klaren Augen. Nach der Niederlage bei Mohács ging Ungarn gezwungen ein Bündnis mit Österreich ein. Dieses

war von Anfang an nicht glücklich zu nennen. Das Misstrauen war gegenseitig, und die Kriege störten stets das Verhältnis zwischen den beiden Ländern. Es gab eine Zeit, da Ungarn mit dem österreichischen Herrscherhaus brechen, und sich unter die Oberhoheit des Sultans stellen wollte — schreibt Moltke, indem er das Bild des habsburgisch-ungarisch-türkischen Verhältnisses etwas vereinfacht. Aus diesem Grunde war Österreich vielleicht nicht dagegen, dass die Türken einen Teil Ungarns beherrschen, denn es glaubte das unruhige und ungebärdige Ungarn so leichter im Zaum halten zu können. Später hatte es den Anschein, als ob das Verhältnis zwischen Ungarn und Österreich sich verbessert hätte, doch bestanden die Gegensätze im Geheimen weiter. Ungarn zahlt nur gezwungen die Steuern zu den gemeinsamen Ausgaben, strebt nach Selbständigkeit in den Finanzen und ist nicht geneigt, sich unter die Herrschaft der deutschen Sprache zu stellen. Es zieht sich stolz zurück und sagt am liebsten auf alles nein, denn es fürchtet, seine vererbten Rechte irgendwie zu verspielen. Lieber opfert es die Möglichkeit eines materiellen Aufschwungs, als das es sich der Herrschaft fremder Gesetze unterwerfen würde.

„Auffallend ist gewiss dieser hundertjährige Hader zwischen einem hochherzigen Volk und einer Reihe von Regenten, in denen Österreich seine Wohltäter ehrt, die sämtlich von musterhafter Biederkeit und von denen einige mit ausgezeichneten Herrschertalenten begabt waren“ — schreibt Moltke, mit scharfem Auge den geistigen Hintergrund des jahrhundertealten Gegensatzes zwischen Ungarn und den Habsburgern erfassend. Die österreichische Regierung hat somit allen Grund dazu, zu wünschen, dass in Ungarn, sobald als möglich, tiefgreifende innere Reformen kommen sollen. Doch für die herrschende Klasse in Ungarn, den Adel, liegt es nicht nur in seinem Interesse, diese Reformen zu verhindern, sondern er besitzt hiezu auch die Kraft. Und eine Schicht, auf die sich die Wiener Regierung dem Adel gegenüber stützen könnte, gibt es nicht. Infolge des fast vollständigen Mangels an Industrie, Geldinstituten, modernen Strassen, Verkehrsmitteln und Handel, kann sich neben dem Adel keine Mittelklasse bilden; das Bauerntum aber vermag in seiner abhängigen Lage der Wiener Regierung um so weniger zur Hilfe zu sein, als es die Zielsetzungen der Regierung nicht erfassen, geschweige denn würdigen kann.

So ergab sich die Lage, dass Ungarn, — das mit Recht Klein-Europa genannt wird, da es ausser den Kolonialwaren über alle Rohstoffe verfügt — da es fast gar keine eigene Industrie hat, bei der Ausfuhr des Rohstoffes nach Österreich noch einen Ausfuhrzoll zahlt. Bei der Einfuhr der fertigen Waren aber bezahlt Ungarn nicht nur den Arbeitslohn

und Nutzen der deutschen Fabriksindustrie, sondern auch den Einfuhrzoll, der in Österreich nach den von Ungarn eingeführten Rohstoffen zu zahlen war, und den nach fertigen Waren in Ungarn fälligen Zoll. „Gibt es noch eine dringendere Aufforderung zur eigenen Industrie?“ — fragt Moltke, der die schädliche Wirkung der österreichischen Industrie und des österreichischen Handels auf Ungarn klar erkennt.

Wie gestaltete sich die Lage Ungarns im Laufe der geschichtlichen Entwicklung? — auch darauf gibt Moltke Antwort in seinem Tagebuch: „Ungarns Schicksal war stets, die Scheide zwischen Zivilisation und Barbarei zu sein.“ Über Ungarns Boden zogen jahrhundertlang die Völker der Völkerwanderung gegen Rom. Ungarn war die Grenzfestung Europas gegen den Islam. Auch in seiner Kultur sind schichtenweise mehrere fremde Einwirkungen zu erkennen. Die stärkste fremde kulturelle Einwirkung auf ungarischem Boden ist natürlich die deutsche. Allein auch den Spuren der türkischen Kultur begegnet man noch überall. Auch die Einwirkung des romanischen Geistes, der, besonders in Pannonien, auf die einstige Römerherrschaft zurückgeht, ist sehr stark. Im Komitat Tolna wird auch heute noch die Strasse benützt, die die Römer erbauten. Das Hochwasser der Donau schwemmt öfter Gegenstände aus der Römerzeit ans Ufer, die prächtigen Weinsorten der Ofner Berge brachte noch Kaiser Probus hieher. So grübelt der deutsche Übersetzer von Gibbons römischer Geschichte, als er in der Ofner Festung die Nachkommen der Römer, die Aquincum gründeten, die italienischen Soldaten auf der Wache findet.

Nicht nur die Kultur Ungarns ist vielschichtig, nicht nur seine gesellschaftliche Gliederung und seine Vermögensverteilung extrem, es vereint auch ein buntes Gemisch von verschiedenen Nationalitäten in sich. Die Notwendigkeit einer Reform besteht somit in Ungarn tatsächlich. Dies anerkennt nicht nur die Hocharistokratie, sondern auch der Kleinadel, besonders, wenn über Reformen nicht unter den Schlagwörtern von Steuerzahlung und Gleichheit gesprochen wird. Der Wunsch nach Reformen ist also allgemein, aber in der Tat geschah noch ziemlich wenig, ausser, dass man Pest aufblühen liess. Die Bestrebungen, die die Reformen verhindern wollen, niederzubrechen, die nationalen und religiösen Gegensätze auszugleichen — dies ist die Riesenarbeit, die der in Pozsony (Pressburg) versammelte Reichstag zu leisten hat, — so schliesst Moltke seine Schilderung der ungarischen Verhältnisse.

Moltke weilte im ganzen bloss fünf Tage in Buda (Ofen) und Pest, und fuhr dann mit dem Schiff weiter gegen die untere Donau zu. An Bord des Dampfschiffes Franz I. versammelte sich auch jetzt eine internationale Gesellschaft. Moltkes Reisegefährten waren zwei Amerikaner, ein

Schweizer, ein Mönch aus Rom, Hamburger und Bukarester Kaufleute, Serben und Griechen. Die Reise war bis Peterwardein ziemlich eintönig, bloss die am Ufer weidenden Herden und die reinen, weissgekalkten Häuser der ungarischen Dörfer boten einige Abwechslung in der Landschaft. Endlich erscheint die malerisch gelegene Festung Peterwardeins, „sie ist mit einem Luxus von Werken umgeben, das ungarische Gibraltar.“ An der Mündung der Save liegt Belgrad, seine Lage ist weniger schön als die Peterwardeins. Belgrad ist eine Masse kleiner unbedeutender Häuser, aus der nur einige schlanke Minarettürme und Kuppeln sich erheben. „Welchen elenden Anblick gewährt das serbische Ufer!“ — ruft Moltke aus. „So schlechte Menschenwohnungen findet man kaum in Polen, und die märkischen Bauernhäuser, weit schlechter als die ungarischen, sind Paläste gegen diese Hütten. Sie sind sehr klein, von Lehm, mit Strohdächern, einer Thür und einem Fenster, und liegen anscheinend ohne Regel durcheinander. Wege bemerkt man garnicht, und ganz dicht um die Dörfer herum ist eine förmliche Wildnis von niedrigem Gebüsch.“

Auch die felsige, romantische, an geschichtlichen Denkmälern reiche Landschaft der unteren Donau fesselt Moltke. Doch auch in dieser wilden, felsigen Landschaft erblickt er bereits Zeichen des Fortschrittes. „Hier sieht man schon eine Menge Sprengungen zu der Strasse, die Graf Széchenyi anlegt, um eine Verbindung zwischen der Wallachei und dem Banat herzustellen und die Dampfschiffahrt stromaufwärts zu erleichtern“ — schreibt er in seinem Tagebuch. Auf der ungarischen Seite der Donau sind aus fünf Soldaten bestehende Wachen in kleinen Häusern, „Tschardar“ genannt, untergebracht. Das Dampfschiff verkehrt nur bis Moldova, hier ergötzt sich Moltke an den zitherspielenden ungarischen Schiffern. Von Moldova bis Kladova verkehren nur Ruderboote, was besonders den Warenverkehr sehr schwerfällig macht. Die Regulierung des Flussbettes verhindert vor allem die türkische Regierung, da ihr eine rasche und gute Schiffsverbindung mit dem Schwarzen Meer nicht wichtig ist. Trotzdem schreitet, wenn auch zögernd, die Angelegenheit der Schiffahrt auf der unteren Donau vor. „Mittlerweile schreitet der rastlose Graf Széchenyi mit seiner Strasse rüstig fort“ — schreibt in seinem Tagebuch der gut orientierte Moltke.

Er bewundert auch an der unteren Donau die gigantische Arbeit der Römer. Mit einem Gefühl der Pietät betrachtet er die Stelle, wo einst Kaiser Trajans Heer über die Donau setzte. Er sieht die Landschaft auch mit den Augen des Geographen, als er feststellt, dass die bisherigen Karten sehr wenig der Wirklichkeit entsprechen. Die Strecke bis Orsova, die er in einem Ruderboot zurücklegte, bezeichnet

Moltke als unbeschreibbar schön. Selbst das ständige Regenwetter und die Kälte konnten ihm nicht den Genuss an den landschaftlichen Schönheiten nehmen. Aus Orsova macht er einen Ausflug zu Trajans Gedenktafel, doch sieht er in der Dämmerung nur mehr die Umrisse der Platte. Eingehend beschreibt er auch Mehadia. Der Ausflug im Tale der Cserna sei einer der schönsten, die er jemals getan habe, schreibt er. Die Landschaft von Mehadia findet er schöner als die von Karlsbad oder Marienbad, aber das Bad sei nicht so angenehm, wie in Buda (Ofen). Auch bei den warmen Quellen von Herkulesbad ziehen ihn die historischen Denkmäler an. Den Ort erwähnen schon die Römer. Hier stationierte die fünfte mazedonische Legion. Auch in die Häuser und Strassen sind eine Menge von Steinen und Aufschriften aus der Römerzeit eingebaut. Vieles aber, besonders Münzen, wurde nach Wien getragen.

Die erste Begegnung Moltkes mit der Türkei und ihren Sitten spielte sich noch in Orsova ab. Er besuchte den in Neu-Orsova residierenden türkischen Pascha. Ein Bild des Verfalls empfängt ihn; das Haus des Pascha ist vernachlässigt und mit falschem Glanz ausgestattet. Der Pascha erhält vom Sultan einen Elendslohn und lebt darum hauptsächlich von der Erpressung serbischer Schiffe. Auch das von ihm erhaltene wenige Militär ist vernachlässigt und schlecht ausgerüstet. Dies ist Moltkes erste Begegnung mit der verfallenden Türkei.

Aus Orsova ging er mit dem Wagen weiter über die Ebene der Wallachei nach Bukarest. Als er bei Kladova die beiden erhaltenen Bogen der Brücke Trajans betrachtet, denkt er daran, dass es von Peterwardein abwärts überhaupt keine Brücke über die Donau gibt. Wie schade, dass diese Brücke die Römer selbst vernichtet haben, um vor den Dämmen in Sicherheit zu sein. Damals war ein so grosser Strom, wie die Donau, von militärischem Standpunkt aus ein viel grösseres Hindernis, als heutzutage. Damals trennte die Donau in der Tat viele Jahre hindurch die zivilisierten und Barbarenvölker. Heute, im Zeitalter des Dampfschiffes verbindet sie sie eher — schreibt Moltke, seine geographischen Betrachtungen abschliessend.

Moltkes Reise über die Wallachei und Craiova nach Bukarest verlief unter echt balkanischen Umständen. Der ununterbrochene Regen machte aus den ungepflegten Strassen ein Kotmeer, in dem der Wagen bis zu den Rädern versank. Die Posthäuser waren elende Hütten. Craiova, die drittgrösste Stadt der Wallachei, ist auch mit seinen zehntausend Einwohnern bloss ein unbedeutendes Dorf. Am bezeichnendsten für die Verhältnisse ist, was Moltke über einen Besuch bei einem Bojaren schreibt. „Nach Tische besuchten wir den reichsten Bojaren.

Es gibt an hundert Bojaren, die hier wohnen, denn kaum drei oder vier verwalten ihre Güter selbst. Er wohnte in einem recht schönen Hause. Der Bojar Otto Janko (Johann) Delischian lag im Bette, denn es war 4 Uhr nachmittags, und hielt seine Siesta. Die Frau war eben aus dem ihrigen erstanden. Er empfing uns freundlich und liess Süßigkeiten bringen. Ein kleiner weisser Hund spielte mit den Pantoffeln herum, und das Ganze war echt polnisch. Der Bojar beklagte, dass das Land nicht frei sei; es könne nicht blühen, weil man keinen Einfuhrzoll verhängen könne.“

Auf den beispiellos schlechten Strassen und durch die unbeschreiblich elenden Dörfer der Wallachei kommt Moltke nach Bukarest. Hier ist überall bodenloser Kot in den Gassen. Gleich am Abend seiner Ankunft nimmt er, zusammen mit dem preussischen Konsul an dem Ball des Bojaren Philippesko teil, wo auch der Fürst erscheint. „Wir fanden ein schlechtes Lokal und glänzende Toiletten — schreibt er in seinem Tagebuch über dieses Balkanbild — die Musik bestand aus zerlumpten Zigeunern mit schmutzigen Stiefeln und Opanken, aber in Uniform. Es wurde sehr gut getanzt.“ Die Lage der wallachischen Fürstentümer, aber auch die politische Lage des ganzen damaligen Balkans charakterisiert folgende Bemerkung Moltkes: „Am interessantesten war mir die Bekanntschaft des Barons Rieckmann, welcher zwar nur russischer Konsul, aber die bedeutendste Person im ganzen Lande, den Fürsten nicht ausgenommen, ist.“

Das Bild ändert sich auch nach dem Besuch bei dem Fürsten nicht. Das Palais sieht von aussen sehr gut aus, aber die Gäste mussten im freien aus dem Wagen steigen, und kein Diener kam ihnen entgegen. Der „grand trésorier“, der zum Gefolge des Fürsten gehört, trägt wallachische Kleidung, aber auf dem Kopf einen Fez. Moltke war auch bei dem Bruder des Fürsten, der das Amt des Generalissimus bekleidet. Auch dieser wohnt in einem schönen Palais, die Einrichtung ist aber ärmlich.

Moltke blieb statt des geplanten halben Jahres wegen seines militärischen Auftrages vier Jahre in der Türkei. Als er im Herbst 1839 in seine Heimat zurückkehrte, erkrankte er ernstlich infolge der beschwerlichen Reise und des Klimawechsels. Drei Wochen verbrachte er krank in Pest, und fuhr dann, als er schon aufstehen konnte, nach Wien weiter, wo er endgültig von seiner Krankheit genas.

Moltke sah und beurteilte auf seiner Reise die ungarischen Verhältnisse zweifellos mit gründlicher Kenntnis und genialer Intuition. Richtig erkannte er Ungarns geschichtliche Sendung zwischen dem Osten und Westen, seine Berufung dazu, das führende Volk und der führende Staat im mittleren Donaubecken zu sein.

AUF DEM DICHTERTREFFEN IN WEIMAR

Von JOSEF NYIRÓ

I.

Vom 23. bis 26. Oktober fand im Mekka des deutschen literarischen und künstlerischen Lebens, in Weimar im Rahmen des Dichtertreffens, des zweifellos grössten und bedeutendsten Ereignisses der letzten Jahrzehnte im europäischen Geistesleben, die erste Zusammenkunft der europäischen Schriftsteller statt, an der nicht nur die Vertreter der deutschen Literatur fast vollzählig, sondern auch die literarischen Grössen von vierzehn geladenen Staaten teilnahmen. Die deutschen Schriftsteller hatten sich bereits dreimal in Weimar versammelt, doch war dies der erste Fall, dass durch Erweiterung des bisherigen Rahmens auch Vertreter anderer europäischer Literaturen eingeladen wurden. Dadurch wuchs das Weimarer Dichtertreffen mit Rücksicht auf die führende Rolle, die Europa in der Literatur einnimmt, nicht nur im äusseren Rahmen, sondern vor allem infolge der Tatsache, dass der *Verband Europäischer Schriftsteller* begründet wurde, zu einem Ereignis von weltliterarischer Bedeutung heran. Die literarische und künstlerische Sendung, auf der sich das neue geistige Europa aufbauen wird, erblickte der *Verband Europäischer Schriftsteller* in der vollkommensten völkischen und nationalen Grundlage, die ohne jeden inneren oder äusseren Zwang ausschliesslich aus der Gleichheit des literarischen Glaubensbekenntnisses, der Auffassung und der Überzeugung hervorgeht. Wir können somit feststellen, dass auf dieser unpolitischen Zusammenkunft der literarischen Gemeinschaft, die auf rein grundsätzlicher und befreundeter Basis beruht, die geistigen Grundlagen des neuen Europa geschaffen wurden. Die weitreichende Bedeutung dieser Tatsache ist jedermann klar und auch die Erfolge werden der Zielsetzungen würdig sein.

Der Umstand, dass die auf Namen lautenden Einladungen vom deutschen Propagandaministerium versendet wurden und dass an der Zusammenkunft auch Reichsminister Goebbels erschien, — der an dem zu Ehren der Gastschriftsteller veranstalteten Mittagessen auch eine Ansprache hielt, — bedeutete weder eine Richtungsvorschrift, noch irgendeine Einmischung in die spontan gefassten Beschlüsse, oder die Beeinflussung der seelischen, geistigen und künstlerischen Freiheit der teilnehmenden Schriftsteller. Kein Wort wurde an dem dreitägigen Treffen gehört, kein noch so unwesentlich erscheinendes Zeichen gesehen, das darauf gedeutet hätte. Was in Weimar geschah, entsprang aus den teilnehmenden Schriftstellern selbst, das Propagandaministerium war nur das äussere Organ, in dessen

Wirkungskreis die Abwicklung solcher Veranstaltungen gehört und Minister Goebbels selbst nahm nur mehr den erfolgten Beschluss zur Kenntnis, die Geburt der Idee; allerdings versprach er jede Hilfe für ihre Verwirklichung, was von den versammelten Schriftstellern mit begeisterter Freude aufgenommen wurde.

Diesen Umstand müssen wir gegenüber jedem etwa auftauchenden Verdacht oder Misstrauen festhalten, woher diese auch kommen mögen.

Man kann auch nicht sagen, dass die Zusammenkunft in Weimar Literaturpolitik, oder gar Weltliteraturpolitik sei, wenn sie im ersten Augenblick auch als solche erscheint. Auf Grund eigener Erfahrung und gewissenhafter Prüfung bin ich der Ansicht, dass der bis in die Urzeit der Völker zurückreichende nationale und völkische Geist, der auch bisher den grössten Schatz und den grössten Wert jeder Nation bildete und niemals einen Bruch erlitt, in Weimar einen Platz erhielt, der ihm im neuen Europa gebührt. In dieser Erkenntnis schlossen sich die Schriftsteller Europas unter völliger Beibehaltung der Selbständigkeit und der Freiheit des Geistes und des Schaffens zusammen; ihr Verantwortungsgefühl wurde noch von dem Bewusstsein gehoben, dass jeder Gastschriftsteller, wenn er auch nur persönlich geladen wurde, zugleich seine Nation und ihre geistigen Werte betreute und vertrat. Der neue europäische Geist stellte sich den Schutz und die Pflege des völkisch-nationalen Gedankens zur Aufgabe und das Treffen bedeutet gleichsam die Lösung dieser Aufgabe, neuen Ansporn, Schutz und vorläufig eine europäische Erscheinungs- und Geltungsmöglichkeit, die sich später wahrscheinlich auf die ganze Welt erstrecken wird.

Der Zusammenschluss der europäischen Schriftsteller kann schon deshalb nicht als neue literaturpolitische Zielsetzung bezeichnet werden, weil er auf Grund weltanschaulicher Gleichheit jener erfolgte, die auch bisher aus der inneren Kraft dieser Überzeugung geschaffen haben, oder — wenn sich bei einzelnen in der ersten Unsicherheit der Wegsuche auch ein Abweichen von dieser Richtung zeigte, — sich später umso fester und bewusster auf den nationalen Gedanken einstellten, dessen Kraft von jedem Schriftsteller schon früher erkannt wurde, der würdig ist, für seine Nation zu sprechen und durch seine Begabung und Berufung auch vor der europäischen Öffentlichkeit vom Wert des von ihm vertretenen Volkes Zeugnis abzulegen. Es genügt, einen einzigen Blick auf die Literaturgesichte einer Nation zu werfen, um uns von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Die Literaturgeschichte jedes wertvollen Volkes ist von Anfang an eine ununterbrochene Kontinuität der nationalen Werte. Je vollkommener — an der geistigen Entwicklung der Welt gemessen — der künstlerische Ausdruck dieser nationalen Werte ist, umso grösser ist der Aufstieg. Ein Abweichen von der nationalen Grundlage irgend einer Moderichtung zuliebe bedeutete stets Abstieg und schweren Schaden, der sich in dem ganzen Leben der Nation auswirkte und in der Zukunft in noch gesteigertem Masse Schaden bedeuten wird. Wer die bleibenden literarischen Erfolge der letzten Jahrzehnte auch nur mit oberflächlicher Aufmerksamkeit ver-

folgte, musste bemerken, dass nicht nur in der Literatur einzelner Nationen, sondern auch in der Weltliteratur stets nur Bücher und Werke restlos anerkannt wurden, die den Wert einer Nation zum Ausdruck brachten. Denken wir nur an den ungeteilten Erfolg der kleinen nordischen Völker und an den ausserordentlichen Vorteil, den sie sich dadurch in der öffentlichen Meinung der Welt auch für die Anerkennung ihres nationalen Seins sicherten. Diese nordischen Völker waren in Weimar auch jetzt vollzählig vertreten und konnten die aufrichtige und wahre Wertschätzung ihrer Geistigkeit geniessen.

Im Zusammenhang mit dem völkischen und nationalen Gedanken will ich auf noch einen Gesichtspunkt hinweisen. Es ist meine Überzeugung, dass unter den mehr als dreihundert Schriftstellern und Dichtern, die in Weimar zusammenkamen, sich kein einziger fand, der darin, dass man sich auf die alte und doch immer neue nationale Grundlage stellte, irgendeine Beschränkung des geistigen Schwunges und der Entwicklung, der Themenwahl oder der künstlerischen Ausdrucksform und -möglichkeit erblickt hätte

Im Gegenteil. Das Weimarer Treffen war auch für das kleinste Volk Befreiung und Rechtsverleihung, dass es im neuen Europa mit dem vollen Gewicht seines nunmehr auch formell anerkannten völkischen und nationalen Wertes an den geistigen Zusammenkünften, an der grossen Arbeit und dem Wettbewerb, die eine neue Welt aufbauen sollen, teilnehmen kann.

Und noch etwas geschah in Weimar, worüber nicht gesprochen wurde, was aber aus der Natur der Sache selbst hervorgeht. Der Zusammenschluss der Schriftsteller Europas hat für die neue Zeit den Geist, der dem Internationalismus entstammte und mit der Losung der „Humanität“ in dem entschwundenen liberalen Zeitalter auch die Literatur und die Kunst der einzelnen Völker in den Dienst seiner jetzt bereits bekannten und nicht mehr zu verheimlichenden besonderen Machtziele stellte, wie ich glaube, ein für allemal ausser Geltung gesetzt; den Geist, dessen getarntes Gespenst vorübergehend in einem Teil der Presse und in einzelnen über-tünchten literarischen Zirkeln noch herumspukt und aus dem Hintergrund versucht, den Lebensäusserungen der nationalen Literatur wütende Grimassen zu schneiden, jener Literatur, die früher verspottet und herabgesetzt wurde, um selbst die Möglichkeit der Geltung völkisch und rassisch gesinnter Persönlichkeiten im Keim zu ersticken. Wenn dies nicht gelingen konnte, wenn sie Schöpfungen von entscheidender Bedeutung mit dem Knüppel, der sich hinter dem „Recht der Kritik“ versteckte, nicht erschlagen konnten, so zogen sie den Schriftsteller selbst durch zielbewusste Ausnützung seiner materiellen Lage und seiner Lebensumstände in ihren eigenen Interessenkreis, was sie umso leichter tun konnten, als sie Mittel und Wege der Geltung in Presse, Verlagswesen, Theater und Film fast unbeschränkt beherrschten. Es wäre überflüssig, ja auch schädlich, die Augen vor der Tatsache zu schliessen, dass es auch bei uns noch gut-

gläubige, irreführte begabte Männer gibt, die noch heute Sklaven der ideologischen Benommenheit der letzten Jahrzehnte sind, die noch nicht bemerkten, dass sie zum Schaden ihrer Nation Strohmänner dieses unwesensfremden Geistes in der Hand zielbewusster Fremden sind, die grossen Anteil daran haben, dass Trianon und die darauf folgenden Leiden sich auf Ungarn stürzen konnten. Auch unter uns gibt es noch Blinde, die nicht sehen, dass das sogenannte „Humanum“ nicht die Herabsetzung der Vergangenheit, der Überlieferungen und aller ungarischen Werte, das Umstürzen der nationalen Grundlage und die notwendige Anwendung und Geltendmachung des Internationalismus bei Verleugnung des eigenen Wesens, sondern im Gegenteil menschliche und menschheitliche Höhe bedeute. Wahrer Humanismus äussert sich in der künstlerischen Entfaltung unserer nationalen und rassischen Werte, die die einzigen ewigen Werte auch der Menschheit bleiben.

Die Richtigkeit dieses Satzes wurde auch durch die neue Weltentwicklung bestätigt, die auf Grund der inneren Wahrheit und der Gesetze ihres eigenen Wesens die geistige Richtung des neuen Europa bestimmt. Diese Richtung bedeutet für alle Völker und Nationen Leben und Entwicklung, die sie zur rechten Zeit erkennen und sich ihr anschliessen, was sie umso freudiger tun, als in Weimar der nationale und völkische Gedanke auch im zwischenvölkischen Leben zur Geltung und Anerkennung gelangte. Jedes Volk muss die ausserordentliche Tragweite dieser Tatsache sofort erkennen und damit im Klaren sein, dass der Weimarer Zusammenschluss ein wesentlicher Teil des neuen Europa ist, der das Sein und den Bestand der Nationen nicht nur auf ideologischer Grundlage, sondern auf der einer ewigen Wirklichkeit sichern will.

Wir haben keinen Grund, an dem nationalen Gedanken zu zweifeln, vielmehr allen Grund, für seine je vollkommeneren und restlosere Geltung in allen Lebensgebieten zu sorgen.

II.

Bei der Beurteilung der Weimarer Ereignisse müssen wir schon der Vollkommenheit halber den Hintergrund kennen, in dessen Rahmen die Gründung des *Verbandes Europäischer Schriftsteller* und anschliessend die Eröffnung der Kriegswoche im Zeichen von „Schwert und Buch“ vor sich ging. Der Rahmen der dreitägigen Feier zeigte natürlich die gewohnte moderne europäische Form, wer aber mit prunkvollen Äusserlichkeiten rechnete, wurde enttäuscht. Das Überwältigende der äusseren Masse und Formen konnte das Wesen, den Gedanken, den geistigen Inhalt keinen Augenblick in den Hintergrund rücken; es zeigte das Bewusstsein und die Grösse des deutschen Volkes und hob jeden Teilnehmer in eine feierliche Atmosphäre.

Das Geheimnis dieser Atmosphäre entdeckte ich, als ich hörte, dass das Dichtertreffen jedes Jahr stattfindet und in meiner Unerfahren-

heit einen deutschen Dichter fragte: „Jedes Jahr in einer anderen Stadt?“ Trotz aller Höflichkeit konnte er seine Bestürzung nicht verbergen.

— „Was denken Sie? — Natürlich immer in Weimar!“

In dieser Antwort ist der Sinn beneidenswert, dass der betreffende Dichter — jeder Dichter und jeder Deutsche — es für undenkbar hielt, die jährliche Kundgebung der deutschen Geistigkeit nicht an der geweihten Stätte der deutschen Dichtung und Kunst, an der Urquelle wunderbarer Überlieferungen der ruhmreichen Vergangenheit abzuhalten, in der Stadt *Goethes*, *Bachs* und so vieler geistiger Grössen, wo jeder Stein die Macht des deutschen Geistes verkündet. Fast beispiellos ist diese Anhänglichkeit an die nationalen Überlieferungen, deren Bedeutung vor allem wir Siebenbürger Ungarn auf Grund unserer Minderheitenerfahrungen bewerten und schätzen können; hat uns doch gerade diese inmitten der Gefahren der bitteren zweiundzwanzig Jahre behütet und als Ungarn erhalten; und wenn ich nun den deutschen Dichter so sprechen höre, schluchzt in mir die Frage auf: „Warum kann dies nicht auch bei uns so sein, in solchem Masse?“

Warum könnte dies nicht auch bei uns sein, dass wir nicht verachten und nicht geringschätzen, was ungarisch ist, dass wir so an unserer Vergangenheit hängen und so unsere teuren Überlieferungen hochhalten, die geistige Rechtskontinuität und Einheit der Nation so bewahren wie sie, dass die Pflicht zum Weiterbau ebenso einem inneren Drang entspringe, wie bei ihnen?

Warum könnte es bei uns nicht auch so sein, dass unsere jungen Riesen ihren Mund nicht spöttisch verziehen, wenn sie sagen: *Ungarische Akademie der Wissenschaften*, *Petőfi-* oder *Kisfaludy-Gesellschaft*, dass das ungarische Buch, die wertvollen Äusserungen des Geisteslebens in der Presse wenigstens ebenso „Sensationen“ seien, wie parteipolitische Ereignisse oder ein Mord? Warum könnte nicht auch bei uns das Interesse der Nation entscheidend sein und warum könnte nicht auch bei uns an Stelle der übertriebenen und meist unbegründeten Nachäffung und Anbetung alles Fremden, des „Europäischen“, an Stelle der Nachahmung des Wurzellosen die Erkenntnis, Verbreitung und Darstellung ungarischer Werte in den Vordergrund treten, die letzten Endes der Stärkung des Lebens und der Geltung der Nation dienen?

Dennoch lebt in mir der unerschütterliche Glaube, dass es in kurzer Zeit auch bei uns so aussehen wird und dass wir nach der Erkenntnis dieses innersten Geheimnisses des völkischen Lebens im Wettbewerb um das neue Europa, der im Zeichen des Weimarer Gedankens überall einsetzte, den uns gebührenden Platz einnehmen werden.

Deutschland zögerte keinen Augenblick! Am 24. Oktober abends erklangen in Weimar jene Verträge der deutschen Dichter, die die geistigen Grundlagen des neuen Europa schufen, das seine Kultur im Zeichen des völkischen und nationalen Gedankens aufbauen wird. An demselben Abend wurde der *Verband Europäischer Schriftsteller* ins Leben gerufen,

der der lückenlosen Gleichheit der Weltanschauung Ausdruck verlieh, die sich aus dieser ergebenden Zielsetzungen annahm und Hans Carossa, eine der führenden Persönlichkeiten der deutschen Dichtung von heute zum Vorsitzenden wählte. Den nächsten Tag wurde der Gedanke schon in die Tat umgesetzt.

Vormittag fand im Nationaltheater eine Festversammlung statt. Der erste Satz der D-Dur-Suite von Johann Sebastian Bach erklang, worauf W. Haegert, der Leiter der literarischen Abteilung im Propagandaministerium eine Begrüßungsansprache hielt. Sodann sprach Bruno Brehm, der auch in Ungarn bekannte Erzähler über das Thema *Unser Kampf im Osten, Sinn und Sendung*. Die Ansprache war des Themas und des Redners würdig und bildete einen sinnvollen Auftakt zu den Ereignissen des Sonntags: der Jahresschau des deutschen Schrifttums und der Eröffnung der Kriegsbuchwoche.

Die feierliche Eröffnung vollzog in beiden Fällen Minister Goebbels, der am 25. Oktober mit seiner Frau in Weimar eingetroffen war. Von diesem Augenblick an trat dieser Mann von bescheidener Erscheinung, kleinem Wuchs, blühender Jugend, leuchtender Stirn, dessen ganzes Wesen Intelligenz und Genialität ausstrahlt und aussergewöhnliche Kultur verrät, in den Vordergrund; seine Sprache ist leise, seine Bewegungen von kultivierter Feinheit, und dennoch hat sein Auftreten etwas Kraftvolles; er ist der Mann, dem der Führer die Sorgen und die ungeheure Verantwortung für das geistige Deutschland übertrug. Jeder Blick heftet sich auf ihn, als er in den Gartensaal des Hotels Europa tritt, wo ihm im Rahmen eines Tees die Gastschriftsteller vorgestellt werden, die vierzehn Staaten vertreten. Lächelnd und mit herzlicher Liebenswürdigkeit reicht er jedem die Hand; wir beobachten jede seiner Bewegungen und möchten in sein Wesen eindringen. möchten hinter seine hohe Stirn voller Gedanken, Sorgen und Pläne blicken und in sein Herz, dessen Bewegung jetzt aus seinem Antlitz strahlt. Ich weiss nicht, woran andere denken, aber mich erfüllt der Wunsch, aus ihm herauszulesen, welchen Platz in der ganz Europa, ja die ganze Welt umfassenden grosszügigen und einheitlichen Konzeption, die sich hinter dieser wunderbaren Stirn verbirgt, mein Land und dessen Schicksal einnimmt? Kennt dieser Mann seine Geistigkeit, die auf tausendjährige Vergangenheit zurückblickt und an der europäischen Bildung stets einen würdigen Anteil nahm? Ich stehe da und fühle, dass auch in diesem Augenblick die Nation sich selbst vertritt und wohl gesagt werden kann, es sei nebensächlich, wer sich als ihr Vertreter hinstellt.

Der Minister tritt von mir weg, die bei solchen Gelegenheiten üblichen wenigen Worte sagen nicht viel, doch weiss ich bereits, dass dieser Stolz der deutschen Jugend und des deutschen Volkes nicht nur ein grosser, sondern auch ein guter Mensch ist, der nicht nur Achtung, sondern auch Liebe verdient.

Beim Mittagessen komme ich ihm noch näher. Nicht weil wir bei Tisch gegenüber sitzen, dies ist Sache der Sitzordnung, die gewiss auch hier die

Wertschätzung des mit Deutschland verbündeten, befreundeten Landes zum Ausdruck bringt und gleich nach Italien Ungarn auszeichnet, sondern durch das Thema, das der Minister im Gespräch anschneidet. Man spricht über die Reinheit der Muttersprache und das Antlitz Dr. Goebbels umwölkt Kummer und Besorgnis, weil er der Ansicht ist, dass im Volksmund die Schönheit der deutschen Sprache durch gewisse slavische Einflüsse entstellt wird, was sich namentlich in der Weglassung der Selbstlaute und in der gewaltsamen Häufung der Mitlaute äussert. Er führt auch einige Beispiele an.

Fast rufe ich nach der ersten Überraschung aus: „Jetzt weiss ich schon, wer du bist!“ Der Minister hielt beim Mittagessen auch eine ernste, wohldurchdachte, der Weltlage gemässe Ansprache. Jeder Satz verdiente aufgezeichnet zu werden, die Tatsache jedoch, dass sich die Stimmung des Führers der deutschen Geistigkeit inmitten des Weltbrandes, als sein Vaterland gleichsam einen Kampf auf Leben und Tod führt, in der Sorge um die Reinheit seiner lieben Muttersprache verdüstert, erklärt alles, auch das, wer Reichsminister Josef Goebbels ist, und warum Deutschland so gross und unbesiegbar dasteht.

Diese Tatsache spricht für sich.

Die Arbeit, die unter Führung von Dr. Goebbels geleistet wurde, entfaltete sich in ihrer ganzen Grösse in der Ansprache, die der Minister bei der feierlichen Eröffnung der Kriegsbuchwoche in der Weimar-Halle hielt. Wie ich bereits erwähnte, begann diese Veranstaltung im Zeichen von „Buch und Schwert“. Der deutsche Soldat erfüllt seine Pflicht mit dem Schwert in der einen Hand und eröffnet damit den neuen Weg der Geschichte, in der anderen hält er das unsterbliche Symbol der Aufbauarbeit, der Kultur, das Buch. Diese Aufbauarbeit ruhte in Deutschland keinen Augenblick; obwohl der Krieg noch in voller Gewalt tobt, wurde die Zeit als gekommen erachtet, die Macht des Geistes, des Buches auf ganz Europa auszubreiten und schon jetzt mit der Arbeit für Geist und Seele, mit der Erhebung des dem Krieg verfallenen und durch eigene Schuld ins Verderben gestürzten Europa, sowie mit der Verwirklichung eines auf sittlicher Grundlage stehenden, gerechten Lebens zu beginnen. Die Eröffnung der Deutschen Kriegsbuchwoche war somit eine internationale Feier des Buches.

Minister Goebbels bezeichnete in seiner Eröffnungsrede zwei grosse Aufgaben des Buches: es soll dem deutschen Volk den breiten Hintergrund des heutigen geschichtlichen Geschehens zeigen und ihm Ausdauer in den schweren Wochen und Monaten des Krieges bieten. Daher soll das deutsche Buch auch der wahrste Freund und der innigste Besitz des an der Front kämpfenden deutschen Soldaten sein.

Der Minister zählte sodann die Angaben auf, die den staunenswerten Weg des deutschen Buches zeigen, der aber in der Zukunft noch mehr in die Höhe führen soll.

Im vergangenen Jahr wurden in Deutschland 11.000 Bücher und Schriften verlegt, insgesamt in 250 Millionen Exemplaren. In der gleichen Zeit wurden 641 ausländische Werke übersetzt. Mehr als hundert deutsche Schriftsteller und Dichter tragen als Soldaten die graue Uniform und verkünden auf Grund unmittelbarer Erlebnisse die seelischen und geistigen Auswirkungen des gewaltigen Zeitgeschehens. Der Minister schilderte die Methoden, durch die den an den Fronten kämpfenden Soldaten geistige Nahrung zugeführt wird, sowie die bereits begonnenen und geplanten Buchaktionen.

„Zwei Wege werden beschritten — sagte der Minister —. Auswahl der besten Literatur, um diese in geeigneter Form, in grosser Exemplarenzahl den Soldaten zukommen zu lassen.“ Als Verwirklichung des Planes werden in kurzer Zeit drei Millionen Bücher in die Hände deutscher Soldaten gelangen. Die Aktion wird im Verlauf des Winters wiederholt. Glänzende Ergebnisse weist auch die für die Soldaten eingeleitete Büchersammlung auf. „In dem Geist und mit dem Geist dieser Bücher verteidigen unsere Soldaten, was unser ist: das Haus und das Vaterland, unsere Frauen und nicht zuletzt auch das deutsche Buch, als die schärfste Waffe unseres Geistes“, — schloss Minister Goebbels seine Ansprache.

III.

Nach der Kenntnis der grundsätzlichen Bedeutung der Veranstaltung wird es zweifellos von Interesse sein zu wissen, wer Europa an dem Dichtertreffen in Weimar vertrat und wer die Männer waren, die die Gründung des Verbandes Europäischer Schriftsteller beschlossen.

Den Kern der Teilnehmer an der Zusammenkunft bildeten natürlich die deutschen Schriftsteller, etwa 274 an der Zahl; an der Spitze mit den führenden Persönlichkeiten der deutschen Literatur von heute kamen alle namhaften Schriftsteller des Reiches zusammen, mit Ausnahme jener, die militärischen Dienst leisten. Für mich war besonders das Erscheinen von zwei zur Zeit in Deutschland lebenden hervorragenden siebenbürgisch-sächsischen Schriftstellern, Eryin Wittstock und Heinrich Zillich eine angenehme Überraschung. Sie errangen bereits vornehme Stellung im deutschen Schrifttum. Vor einigen Jahren reichten wir uns auch zu Hause, im Minderheitenschicksal die Hand. Die siebenbürgisch-sächsischen Schriftsteller stellten sich in Kolozsvár (Klausenburg) vor, wir erwiderten den Besuch in Brassó (Kronstadt). Gründe, die ausser uns lagen, machten die weitere Annäherung unmöglich, auch die beiden sächsischen Schriftsteller wurden durch die Verhältnisse gezwungen, Siebenbürgen zu verlassen, doch ist es kein Zufall, dass uns in Weimar der Zauber und die mütterliche Macht der gemeinsamen Geburtsheimat vereinte.

Ich geriet mit den ausländischen Gästen unter mehr als dreihundert Schriftsteller, doch bei aller guten Absicht würde ich nicht wagen, zu schwören, dass ich mit allen ohne Ausnahme bekannt wurde. Dies ist kein

Wunder, hat doch auch das gastgebende Ministerium durch ein besonderes Quartieramt für sie gesorgt und ihre Angelegenheiten erledigt. Nach meinem gesetzlichen Beruf bin auch ich Journalist; daher konnte ich mich schon von „amtswegen“ nicht von der Neugier befreien und hätte gerne in jede Ecke des Dichtertreffens Einblick gewonnen. Es ist kein alltägliches Glück für Journalisten, dreihundert ausländische Schriftsteller auf einmal als „Material“ zu erhalten.

Ich versuchte zunächst meine äusseren Eindrücke zu klären. So sammelt der Mensch „Farben“, die reizvollen, überraschenden, nicht alltäglichen Eindrücke, wählt kennzeichnende „Figuren“ aus, die sich von den übrigen abheben, und versucht sie in einigen scharfen Zügen zu umreissen. Ein reiches Material, handelt es sich doch um Schriftsteller, nicht um Durchschnittsmenschen, sondern um hervorragende Talente, die schon in ihrem Äusseren die Aussergewöhnlichkeit verraten! Kleidung, Haartracht, Gesicht, Stirn, Benehmen, Erscheinung sind lauter Dinge, die mir leicht den Weg weisen.

Es gelang mir auch sofort, einige zu entdecken, doch bevor ich mich auf sie stürzen konnte, stellte es sich heraus, dass sie keine Schriftsteller, sondern Menschen sind, die sich an andere Speichen des Lebens klammern. Übrigens schienen sie recht zufrieden, recht ausgeglichen zu sein. Vielleicht gerade darum... Vielleicht fielen sie gerade darum so sehr auf.

Ich war im Irrtum. Es hat den Anschein, dass das Aussergewöhnliche sich in den Schriftstellern der ganzen Welt im Inneren befindet, nur einzelne „Schriftsteller“ tragen im Äusseren dieses Merkmal, aber auch diese — nur bei uns zuhause. Es scheint, ich habe mich geirrt.

Ich wandte eine andere Methode an. Das Quartieramt stellte mir die Namensliste der erschienenen Schriftsteller bereitwillig zur Verfügung. Ich begann mit den Deutschen. Einige Namen sind mir bekannt, aber wer sind die anderen? Was schrieb er, was tat er, wie war seine Laufbahn, wie lebt sein Name im öffentlichen Bewusstsein seines Volkes, was ist sein Wert, auf Grund dessen er auf dieser grossen geistigen Zusammenkunft, auf dieser europäischen Beratung einer von denen ist, die das Reich vertreten dürfen?

Einige merken meine Unsicherheit, dass ich auf Hilfe angewiesen bin und kommen mir bereitwillig entgegen:

— Wünschen Sie etwas, Herr Kollege?

— Die Namensliste!... antworte ich verlegen. Ich möchte zu Hause in meiner Zeitung über die namhafteren Vertreter der deutschen Literatur von heute berichten, aber ich kenne mit wenigen Ausnahmen niemanden.

Die Augen werden rund vor Staunen. Nach ihrer Ansicht hörten sie etwas Unmögliches:

— Wie? Sie sind Ihnen unbekannt?

Schon bedauern sie aber die ungewollt gestellte Frage und nun sind auch sie in Verlegenheit. In mir aber reift der Entschluss, die volle Wahrheit zu sagen.

— Nein, meine Herren, weil ich sie nicht kennen kann! Ich bin Siebenbürger Ungar, der zwanzig Jahre im Minderheitenschicksal lebte und kaum vor einem Jahr zum Mutterland zurückkehrte. Während der zwei Jahrzehnte konnten wir nicht einmal mit unserer eigenen ungarischen Dichtung Schritt halten, geschweige denn mit der ausländischen. Die meisten bei uns hörten nur über das Erscheinen der bemerkenswertesten Bücher, konnten aber nicht zu ihnen gelangen. Man schloss uns von ihnen ab. Glauben Sie es nicht? Ich selbst bin der Beweis dafür. Ich kannte auch von meinen eigenen, in Budapest erschienenen Werken nur einen Teil. Ja, so ist es. Es fanden sich wohl einige Werke, die ich auch in meiner Heimat hätte kaufen können. Mehr deutsche, als ungarische; doch was ich damals verdiente, reichte nicht einmal für das Brot. Darum kenne ich also die deutschen Schriftsteller nicht. Soll ich mich nun schämen?

Die zwei-drei Männer, die mir gegenüberstehen, antworten nicht, sie blicken nur düster vor sich hin. Auch ich . . .

Meine zweite Frage war etwas taktlos. Ich merkte es sofort, doch hatte ich sie bereits ausgesprochen:

— Ich wäre dankbar, wenn die Herren Kollegen mir helfen wollten, die wichtigsten Namen der deutschen Literatur von heute in dieser Liste zu bezeichnen. Leider ist es infolge des geringen Umfangs der Zeitung unmöglich, über alle 274 Schriftsteller zu berichten.

— Die Allerwichtigsten? — klingt wieder das Unverständnis in der Gegenfrage und ich sehe sofort, dass ich das Wort unbedacht wählte. Ohne, dass sie es besonders zum Ausdruck bringen, weiss ich sofort, dass in der deutschen Literatur und im Deutschen Reich jeder Schriftsteller eine gleichwichtige Aufgabe erfüllt, der mit Seele, mit Berufung und Selbstbewusstsein die Feder in die Hand nimmt und zur Vermehrung des deutschen Geistes und der deutschen Bildung beiträgt. Nach der Natur der Sache kann es wohl hervorragendere, auch für die Weltliteratur berühmte Namen geben, der Wichtigkeit nach aber darf man sie nicht unterscheiden.

Dieser scheinbar kleine Vorfall beleuchtete mir mit einem Schlage die Haltung der deutschen Schriftsteller, ihr Verhältnis zu einander, ihre tiefe Ethik, ihr Gemeinschaftsbewusstsein, ihr vornehmes Niveau, vor allem die vom Gesichtspunkt des nationalen Lebens und der Zukunft der Nation aus so wichtige Einheit, ihr untrennbares Verwurzelte sein im nationalen Boden. Sie werden nicht durch den Neid um die Erfolge des anderen zerrissen, sie bilden keine Kliken, weder im Dienste einer Anschauung, noch um armselige und kleinliche persönliche Ziele und persönliche Geltung zu erkämpfen. Sie wollen keine alleinseligmachenden Apostel sein, oder jeden anderen Gedanken, jeden anderen Plan und Geist unterdrücken, die nicht von ihnen herrühren, oder nicht ihren Zielen und ihrer Richtung dienen. Sie gehen nicht im blendenden Dampf und in der Einmaligkeit ihrer eigenen Grösse auf und unterordnen ihr nicht alles: Nation, Staat, Vergangenheit, Gegenwart, Menschen und Einrichtungen, Leben und Tod.

Vor allem wollen sie Menschen und gute Deutsche sein. Sie wissen, dass nur ein guter Mensch Grösse erreichen kann, ein auf fester sittlicher und geistiger Grundlage stehender Mensch, zugleich das einzige Geheimnis jeder künstlerischen Schöpfung von bleibendem Wert. Das Werk ist immer so, wie der Mensch, wie der Schöpfer; der Entwicklungsprozess führt über den Schriftsteller zu dem Werk, in diesem ist er selbst verborgen mit allen seinen Geheimnissen und Möglichkeiten. Der Wettbewerb des Schrifttums ist zugleich ein Wettbewerb der Seelen.

Man bedenke nur, was es für ein Volk bedeutet, wenn diese Auffassung nicht nur unter den Schriftstellern herrscht, sondern zum Gemeinbesitz der Nation wird!

Das Ausland hat die falsche Ansicht längst überwunden, dass der Schriftsteller, Künstler ein Sonderling, ein mit Gebrechen behafteter, kranker Mensch sein muss, dem alles verziehen wird, für den alles Ursache zu Ausnahmen bildet, weil dies zu seiner Aussergewöhnlichkeit gehört. Das Ausland rechnete mit dieser Dummheit bereits ab. Dort ist so etwas, — ich spreche natürlich von den gesunden Völkern — unstatthaft und aus dem Körper der Nation unbedingt zu beseitigen. Die sittliche Reinheit und Höhe der literarischen und künstlerischen Lebenslinie bildet im Deutschen Reich die höchste Sorge der zuständigen Kreise, weil sie die staaterhaltende und aufbauende Kraft der Kunst ebenso gut kennen, wie die verheerende Wirkung, wenn diese sittliche Höhe, sei es bei einzelnen, sei es bei Gemeinschaften nicht behauptet wird.

Die dies sehen, bedauern, dass der Wagen des Lebens und der Entwicklung so langsam fährt, weil man diesen Wettbewerb unwiederbringlich verpassen kann.

Übrigens taten mir einige deutsche Kollegen die Gefälligkeit und bezeichneten auf der Liste der Teilnehmer einige hervorragende Schriftstellernamen. Sie lächelten dazu, waren jedoch bereitwillig und zuvorkommend. Ich schreibe dennoch keinen Namen hierher, aus Ehrfurcht für alle, die mit gleicher Hingabe und gleichem Eifer heute und stets für die Zukunft, das bessere Los Deutschlands und des neuen Europa, für den Segen eines wahren, gerechten Friedens arbeiten.

Das Ausland vertraten in Weimar geladene Schriftsteller von vierzehn Staaten. Von Norwegen bis Spanien und Italien, über Mitteleuropa bis Bulgarien und Rumänien traf sich die Geistigkeit fast eines Weltteils drei Tage in der Stadt Goethes. Wir waren unserer dreissig; unwillkürlich fiel mir auf, dass Frankreich sieben Schriftsteller vertraten, fast ohne Ausnahme junge Männer. Ausser dem lächelnden, glatten und beweglichen, liebenswürdigen *Bonnard* noch *Brasillach*, *Jacques Chardonne*, *Ramon Fernandez*, *Freigenau Jouhandeau* und *Drieu la Rochelle*. Unser Nestor war die „Excellenz“, der italienische Akademiker *Arturo Farinelli*, der rege Beziehungen zu Ungarn unterhält und sich nach Prof. *Hankiss* in Debrecen erkundigt. Neben ihm vertrat Italien der vorzügliche *Alfredo Aciot*. Die Vertreter der nördlichen Staaten erwecken das gewohnte

Interesse. Die beiden Norweger sind *Kaare Bjoergen*, der in seiner guten Laune der ganzen Versammlung die Wahrheit hinschleudert: es sei gewiss schön, ein grosser Schriftsteller zu sein, jung zu sein aber sei mehr als alles; sein Kamerad, der grosse *Lars Hansen* ist zwar ein alter Mann, doch vielleicht der Unruhigste von allen. Er kann kaum auf einem Platz bleiben. Über die verwandten Finnen freue ich mich besonders. Schon darum, weil der rundäugige, gleichfalls ältere *Arvi Kivimää* mit herrlicher ungarischer Aussprache deutsch spricht. Sein Kollege, *V. A. Koskenniemi* ist ein stiller Mann. Aus Flandern kamen vier: *Ernst Claes*, *Filip de Pillecijn*, *Felix Timmermanns* und *F. Verenocke*. Dänemark vertraten drei Männer: *Svend Fleuron*, *Einar Hovald* und *Anders Thuborg*. Von den Schweden mischt sich *Dr. Einar Malm* unter die anderen. Die zwei Spanier: *Ximinez Caballero* und *E. Felipe Vivanco* können ihre Rasse nicht verleugnen. Kilometerweit sieht man ihnen an, woher sie kommen. Einer von ihnen hielt bei dem Festessen das Manuskript seiner kurzen Ansprache krampfhaft in der Hand, schliesslich verzichtete er dennoch darauf zu sprechen. Die Slowakei vertrat *Milo Urban*, Böhmen *Dr. Bonifacic*, Rumänien der Vorsitzende des Verbandes Rumänischer Schriftsteller *I. N. Herescu* und Universitätsprofessor *Jon Giurgiu*. Der populärste und heimischste in der Gesellschaft war der auch in Ungarn wohlbekannte Schweizer *John Knittel*, den jeder ein wenig beneidet; vor allem seine gute Laune und auch darum, weil er mehr verdient, als *Bernhard Shaw*. Aus Bulgarien kam eine interessante, schöne Frau, die hervorragende Dichterin *Fanni Popowa-Mutafowa*, die einzige Frau auf dem Dichtertreffen.

Die drei Tage sind bald zu Ende. Nach der Festvorstellung im Nationaltheater kommen wir noch einmal zu einem Abschiedsabendessen zusammen. Die Teilnehmer schliessen eilig das Gespräch von drei Tagen ab, verteilen Autogramme, viele tauschen ihre Anschrift aus. Der grösste Teil reist schon morgen nach Hause; einige sind bereits abgefahren.

Weimar wird still; es schläft, als wäre kein Krieg in der Welt.

Ich grüble ein wenig und entschliesse mich dann doch, dem freundlichen Drängen nachzugeben und mich ein wenig in Deutschland umzusehen. Dresden, Berlin, Leipzig, Wien...

Dann erlischt das Licht auch in meinem alten Zimmer...

DIE GESELLSCHAFTLICHE ENTWICKLUNG IN UNGARN ZUR ZEIT DES TATAREINFALLS

VON ELEMÉR MÁLYUSZ

In der tausendjährigen Geschichte Ungarns gibt es drei Katastrophen, die die tiefsten Punkte im nationalen Leben des Ungartums darstellen: Muhi, Mohács und Trianon. Ebenso wie 1526, kam auch 1241 ein innerlich zerrüttetes Land durch eine einzige Niederlage in die Gewalt des Feindes. Neben diesen gleichartigen Erscheinungen gibt es aber auch auffallende Unterschiede: denn ein verlorener Krieg hatte vor 700 Jahren nicht so schwerwiegende Folgen, wie 1526. Die Erklärung hiefür, nach der es den treuen Ungarn gelungen wäre, ihren König vor den Tataren zu retten, wogegen *Zettritz*, der tschechische Kämmerer *Ludwigs II.* nur die Todesnachricht von Mohács nach Ofen bringen konnte, ist nicht ausreichend. Dass *Béla IV.* am Leben blieb, rettete zweifellos das Reich der Árpáden vor grossen Erschütterungen, doch konnte diese Tatsache allein noch nicht die Folgen der Niederlage aufheben. Ebensowenig, wie auch das Leben Ludwigs die Integrität des Landes nicht hätte sichern können. Die Gründe, die hier eine vollkommene Auflösung, dort aber ein baldiges Kräftesammeln zur Folge hatten, müssen tiefer liegen, in der gesellschaftlichen Entwicklung und in der Form der Staatsführung.

Schon im 13. Jahrhundert bedeutet eben nicht der König allein das Reich; noch weniger im 16. Jahrhundert. Er personifiziert den Staat, übt jedoch die Macht nicht allein aus. Neben ihm steht eine Machtorganisation, die ihn in der Regierung institutionsmässig unterstützt. Wohl kann er einzelne Mitglieder dieser Organisation beiseiteschieben, oder durch andere ersetzen, sie aber im Ganzen nicht beseitigen. Er ist gezwungen, sich auf sie zu stützen, sonst wäre der Staat gelähmt. Im 13. Jahrhundert beteiligen sich die Vertreter des Grossgrundbesitzes, der kirchlichen und weltlichen Güter, mit dem König an der Regierung, im 16. Jahrhundert aber hat dieser auch auf den von *Werbőczi* geführten Kleinadel, sowie auf dessen Reichstage Rücksicht zu nehmen. Sie sind die Vertreter der Gesellschaft, die Verteidiger ihrer Interessen, auch wenn sie hiezu keinen Auftrag durch Abstim-

mung erhalten haben, auch wenn sie sich dessen nicht bewusst sind, dass es ihre wichtigste Aufgabe ist, die Verantwortung mit der Staatsgewalt zu teilen. Sie verdanken ihre Rolle somit der gesellschaftlichen Entwicklung, ihr Dasein wurzelt in dieser. Sie sind nicht einfach Leibwächter, Günstlinge oder Beamte des Königs. Fallen sie im Kampfe, so ist sofort der jüngere Bruder, der Verwandte zur Stelle, der in ihr Amt tritt, der die Verwaltungs-, Gerichts-, oder Militäraufgaben löst, so dass im Staatsleben keinerlei Stockung entsteht. Es ist, als ob die Führer der Gesellschaft alle Mitglieder einer grossen Familie wären, und auch wer allein steht und sich nur auf sein Schwert stützen kann, sucht durch Bezeugung seiner Treue seine Beziehungen zu den Führern innig und persönlich zu gestalten. Eine neue Generation kommt somit auf selbstverständliche Weise an die Stelle der verstorbenen, immer ist jemand da, der die Arbeit des Vorgängers fortsetzt. Dieses Nacheinander ist so natürlich, dass es garnicht auffällt, ein sicherer Beweis, dass das Leben der Gemeinschaft gesund, der Organismus stark ist. Wohl kann er unter schweren Schlägen wanken, doch selbst wenn er scheinbar in völlige Auflösung gerät, geht er nicht zugrunde und richtet sich nach dem Sturm wieder in voller Kraft auf.

Fassen wir die Beziehungen der Gesellschaft zu dem Staate in diesem Sinne auf, so wird es von Anfang an wahrscheinlich sein, dass der Umstand, nach der Katastrophe keine gänzlich neue Richtung in der gesellschaftlichen Entwicklung einschlagen zu müssen, eine entscheidende Rolle im Wiederaufleben des Ungartums spielte; da die Niederlage nicht durch gesellschaftliche Gründe herbeigeführt wurde, genügte es, aus dem schon einmal eingeschlagenen Wege die Hindernisse wegzuräumen. Kennen wir auch das Verschmelzen der Árpáden, als eines aus ungarischem Blute entstammendem Königshauses, mit der Nation, so scheint es durchaus natürlich, dass der Vertreter der Staatsgewalt sich dieser Entwicklung nicht entgegenstellte, sondern sie aus Wirklichkeitssinn und aus natürlichem Instinkt förderte. Die Rolle der Gesellschaft und des Herrscherhauses wird aus der Entwicklung klar ersichtlich. Da aber die Gesellschaft Generationen umspannt, und einem Tag des Einzelnen hier Jahre, ja Jahrzehnte entsprechen, so müssen wir etwas weiter zurückgreifen, bis in das 12. Jahrhundert, um die gesellschaftliche Entwicklung zur Zeit des Tatareneinfalles verstehen zu können.

Das 12. Jahrhundert brachte den Niedergang der grossen freien Massen, der Nachkommen der Landnehmer, und gleichzeitig das Aufkommen einer kleinen gesellschaftlichen Oberschicht, der Grossgrundbesitzer. Verfall und Einnahme einer gesellschaftlichen Stellung, die für

Jahrhunderte entscheidend wichtig war, gingen Hand in Hand. Der König belohnt seine Getreuen mit Bodenschenkungen für ihre Dienste, die sie ihm durch persönliche Tapferkeit oder durch Talent und Arbeit leisteten. Die aus dem Ausland eingewanderten Ritter und die am Hofe lebenden vornehmen Ungarn sind am Ende des 12. Jahrhunderts schon Grossgrundbesitzer. Neben ihnen sind die Herren des kirchlichen Vermögens, die Bischöfe, Erzbischöfe und die mächtigeren Äbte gleichfalls Vertreter des Grossgrundbesitzes; wohl sind sie nur Nutzniesser der kirchlichen Güter, doch lassen sie die überpersönliche Wirkung des Grossgrundbesitzes umso klarer erkennen. Der Grossgrundbesitz bedeutet kein Wirtschaften auf zusammenhängendem Gebiet, sondern die wirtschaftliche Führung mehr oder weniger zerstreut lebender, dienender Völker. Diese Völker sind entweder Diener im wahren Sinne des Wortes, und somit völlig ihren Herren unterworfen, oder von freier Abstammung, die die Last des Dienstes unter dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse freiwillig auf sich nahmen. Da der bei der Einwanderung in Besitz genommene Boden die grössergewordene, weitverzweigte Familie nicht mehr erhalten konnte, ist die neue Generation gezwungen, den König oder die Grundherren um Boden zu ersuchen und ihnen als Gegengabe einen Teil ihrer Produkte zu versprechen. Sie werden „liberi“, Freie genannt. Daher können sie ihren Dienst verlassen, frei auf den Besitz eines andern Grundherrn ziehen; doch sind die Bedingungen, unter denen sie zu Grund und Boden gelangen, überall dieselben. Nach und nach werden sie Zugehörige des Besitzes, wie später die Leibeigenen. Urkunden aus dem 12. Jahrhundert berichten, dass man sie mit dem Boden beschenkt, den sie bearbeiten. Zur Zeit der Goldenen Bulle aber (1222) sind sie bereits völlig abhängig, da sich ihre Beziehungen zur Staatsmacht lösten. Im 12. Jahrhundert hatten sie nämlich noch Beziehungen zum König, da sie ihm, zum Zeichen ihrer persönlichen Freiheit, Steuer zahlten. Diese unmittelbaren Beziehungen bedeuteten, dass der Herrscher auf sie noch rechnete und sie als Freie betrachtete. Im Laufe der Entwicklung des Grossgrundbesitzes aber wurde es üblich, dass die Grundherren die Steuern der auf ihrem Besitz lebenden liberi von dem König als Schenkung erbaten und auch erhielten. Somit nahm die sogenannte Freidenare der Besitzer ein — im Sinne der Goldenen Bulle sämtliche Grundbesitzer — und da der Freie dadurch auch die staatlichen Steuern seinem Gutsherrn zahlte, gelangte er endgültig in dessen Macht. Die Angliederung der niederen Gerichte an den Grossgrundbesitz, die *immunitas* und *exemptio*, die den Grundherren zum Richter seiner Diener machten, schloss diese Entwicklung

ab. Während im 12. Jahrhundert die Benennung „*liber*“ noch die freie Abstammung der Dienstnehmenden andeutete, lebte im 13. Jahrhundert, da die Benennung nicht mehr gebräuchlich war, selbst die Erinnerung daran nicht mehr, dass unter den Dienenden auch grosse Massen von Nachkommen der einstigen Landnehmer leben. Ihr Verfall aber bedeutet wieder einen Vorteil für die einstigen Dienenden, die früher keinerlei Rechte besaßen und wie Gegenstände verkauft und gekauft werden konnten. Da nun *liber* und *servus* unter gleichen Umständen dienten, wurden auch die Dienenden günstiger behandelt. So hört die Sklaverei bis zum Ende des 13. Jahrhunderts ohne Gesetz, ohne Verordnungen, von selbst auf. Die einstigen *servi* und *liberi* werden nach ihrer Vereinigung gemeinsam als Leibeigene bezeichnet.

Die Entwicklung des Grossgrundbesitzes und die vom Grundherren abhängige Lage der einstigen freien Massen vermindern die Macht des Königs beträchtlich. Die Vornehmen, die Reichsten, sind, seitdem sie grosse Besitzungen haben, nicht mehr so auf die Gunst des Königs angewiesen, wie früher, ja sie können ihm sogar trotzen. Gleichzeitig erhöhen auch die der Macht des Herrschers entfallenden Freien die Kraft seiner Rivalen. Diese Störung des Gleichgewichtes bringt es mit sich, dass nun die mittlere Schicht der freien Ungarn, die nicht aus mächtigen Herren, aber auch nicht aus Armen, sondern aus Wohlhabenden besteht, zu Bedeutung gelangt. Wohl können diese freien Ungarn nur einige Dörfer ihr Eigen nennen, doch genügen ihre Einkünfte, um ihre Familie zu erhalten; so verlieren sie ihre Unabhängigkeit nicht, auch wenn sie sich zeitweise als Kämpfer in den Dienst des Königs, des Gespans oder eines Grossgrundbesitzers stellen. Seit der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts knüpfen die Könige zu ihnen engere Beziehungen an. Diese haben persönlichen Charakter und gestalten sich ähnlich wie die innerhalb der Grossfamilien in der Nomadenzeit: der König nimmt die Besitzer sinnbildlich in seine Familie, seinen Hof auf, sie werden Mitglieder seines Hofes, obwohl sie auch weiterhin zuhause leben und ihre Güter bewirtschaften. Ziehen sie in den Kampf, so scharen sie sich um die Person des Königs, kämpfen unter seiner Führung; im Frieden aber dürfen sie frei an den Hof kommen, ihre Anliegen vorbringen, ihre Prozesse werden entweder von dem König oder seinem Stellvertreter, dem Palatin, geschlichtet. Der König füllt somit durch sie die Lücke aus, die dadurch entstand, dass seine frühere Umgebung unabhängig, zu einer Gruppe von Grossgrundbesitzern geworden ist. Er hat nun wieder Getreue, die in Kriegszeiten sein Gefolge bilden, und die persönlich daran interessiert sind, sich an die Zentralmacht zu halten, da sie nur auf diese Weise der vernichtenden

Anziehungsmacht des Grossgrundbesitzes entgehen können. Der Name der Kleingrundbesitzer, die auf diese Weise mit dem König in unmittelbare Beziehung kamen, ist zur Zeit der Goldenen Bulle, „serviens regalis“, während die Grossgrundbesitzer, die Hochadeligen „nobilis“ heissen. Noch vor dem Tatareneinfall beginnt der territoriale Zusammenschluss der servientes, ihre Vereinigung in Körperschaften mit Selbstverwaltung, die in manchen Orten in der Wahl von Stuhlrichtern zum Ausdruck kommt.

Diese Gliederung der gesellschaftlichen Schichten: die Entwicklung des Hochadels zu einem entscheidenden Faktor, der Verfall der freien Massen und die bevorzugte Stellung der mittleren Schicht, war wohl grösstenteils doch keineswegs ausschliesslich die Folge wirtschaftlicher Gründe. Allerdings übte das wirtschaftliche Leben einen grossen Zwang aus, doch nicht in dem Masse, dass ihm die Staatsmacht die Gesellschaft kraftlos als freie Beute überlassen hätte. Diese bewertete Einzelne und gesellschaftliche Gruppen nach ihrer für die Gemeinschaft geleisteten Arbeit und da die grösste Dienstleistung der Einsatz des Lebens, das Tragen von Kriegslasten war, verteilte sie auch die Rechte und Vorteile nach dem Masse des geleisteten Militärdienstes.

Zur Zeit der Landnahme war noch jeder Freie zugleich Kämpfer, u. zw. nach der Nomadentaktik Reiter und Bogenschütze. Nach dem Sesshaftwerden, nach der Eingliederung in die europäische Staatsordnung büsste dieses Militär seinen Wert ein. Den ritterlichen Truppenverbänden des Auslandes gegenüber vermochten die Freien ihre Stellung nicht zu behaupten, da sie einerseits zur friedlichen Lebensweise übergegangen waren und so keine Gelegenheit zu Kampfübungen hatten, andererseits ihre mangelhaften Waffen keinerlei persönliche Tapferkeit ersetzen konnte. Zu einem Angriffskrieg, zu Kriegszügen ausserhalb des Landes aber war dieses Volksheer noch ungeeigneter. Wenn daher die Könige den Verfall der Freien nicht verhinderten, so wurden sie von der Überzeugung geleitet, dass sie eine von militärischem Standpunkt aus nunmehr minderwertige Schicht aus ihrer Hand geben. Im Gegensatz zu den Freien sind die Grossgrundbesitzer, die nobiles, zeitgemäss ausgerüstete, gepanzerte Ritter, der wertvollste, weil schlagkräftigste Teil des ungarischen Heeres. Die Ritter von deutscher, italienischer, französischer, spanischer Abkunft brachten ihre Waffen und die Kenntnis der ritterlichen Taktik aus ihrer Heimat mit sich, und die ungarischen Vornehmen eigneten sich den Gebrauch der neuen Waffen rasch an. Sie konnten sich, dank ihres Vermögens, die verhältnismässig teure Ausrüstung beschaffen, — der Preis der Panzerung betrug im 13. Jahrhundert durchschnittlich 10 Mark, gleichzeitig

kostete ein Sklave 2—3 Mark, ein Ochs eine viertel oder eine halbe Mark, — sie hatten aber auch Gelegenheit, sich stets im Waffenhandwerk zu üben, da die auf ihren Besitzungen lebenden Diener die materiellen Voraussetzungen zum ritterlichen Leben schufen und sie von der körperlichen Arbeit befreiten. Dieses Ritterheer der Vornehmen konnte den Herrscher überall begleiten und jederzeit in Anspruch genommen werden, da der Kampf sein Lebensberuf, ja sein Lebensideal war. Somit ist zu verstehen, dass die Könige ihnen Vorteile zukommen liessen und sie nicht nur mit Güterschenkungen bedachten, sondern auch gerne sahen, wenn die Freien sie mit Geld und Produkten versorgten, damit sie mit gleichfalls gepanzerten Hilfstruppen, mit Knapen und Pagen in den Kampf ziehen.

Kriegsdienst, Wirtschaftsleben und gesellschaftliche Ordnung waren so aufs engste miteinander verbunden. Man kann von keinem der drei Träger behaupten, er habe die Entwicklung allein herbeigeführt und die beiden anderen seien nur Folgeerscheinungen gewesen. Alle drei waren Teile einer gleichzeitigen Entwicklung. Am unmittelbarsten konnte die Staatsmacht den Militärdienst leiten, sie musste auch in erster Linie für diesen sorgen, hing doch das Schicksal des ganzen Landes von ihm ab. Tatsächlich kann festgestellt werden, dass der König schon im 12. Jahrhundert, vor dem Einbruch der Tataren, planmässig und bewusst die militärische Kraft des Landes modernisieren und erhöhen wollte. Man war bestrebt, nicht grosse aber kraftlose Massen, sondern kleine, aber durchschlagkräftige gepanzerte Reiter-scharen in den Kampf zu werfen.

Das bezeichnendste Beispiel hiefür liefert uns eine Massnahme *Béla III.* aus dem Jahre 1193. Er verschenkte damals an die Familie *Frangepan* das Komitat *Modrus* an der adriatischen Küste mit sämtlichen Einkünften und der Bedingung, dass der Beschenkte, *Comes Bartholomäus* im Falle eines Innenkrieges 10, bei einem Aussenkriege aber 4 gepanzerte Streiter zur Verfügung zu stellen habe. Die bewaffnete Macht, die der König für die Schenkung eines ganzen Komitates erhielt, war ziemlich klein, doch zeigt sie, wie gross der Wert auch nur weniger Ritter war. Ebenso bezeichnend ist auch eine Verordnung König *Kolomans* aus dem Jahre 1096. Dieser verpflichtete die Grossgrundbesitzer, nach je 100 Mark, die sie von den auf ihren Besitzungen dienenden Freien erhielten, einen gepanzerten Reiter zu stellen. Bedenkt man, dass die Steuer der Freien nur 8 Denar betrug, so ist ersichtlich, dass der König nicht viel gepanzerte Reiter erhalten konnte, zumal er eine beträchtliche Masse von Freien vom persönlichen Militär-

dienst entthob. Im 13. Jahrhundert wurden auch die Städte zum Stellen gepanzelter Reiter verpflichtet. Hier können wir den Zeitpunkt schon näher bestimmen. Die ersten Freibriefe für Städte aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts enthalten über militärische Verpflichtungen entweder überhaupt nichts, oder sprechen sie wenigstens nichts über Schwerbewaffnete. Die Privilegien der Krakauer in Siebenbürgen aus dem Jahre 1206 z. B. erwähnen nur im allgemeinen, dass sie verpflichtet seien, mit dem König in den Kampf zu ziehen. Doch werden sie 1238 von Béla IV. in einem neueren Freibrief dazu verpflichtet 4 gut ausgerüstete Reiter zu stellen. Seit dieser Zeit betonen die Freibriefe, die an neue Städte ausgegeben werden, fast immer, dass diese schwerbewaffnete Soldaten zu entsenden hätten. Noch vor dem Tatareneinfall mussten die Städte Bars und Tynau nach je hundert Familien (mansio) einen gepanzerten Soldaten stellen.

Als die Tatarenflut sich über das Land stürzte, war daher die Umgestaltung und Erneuerung des ungarischen Heereswesens bereits im Gange, doch noch nicht abgeschlossen. Das Heer, das durch seine Waffen den Tataren überlegen war, bestand aus dem König und dem Hochadel, aus zeitweise gedungenen fremden Söldnern und den kleinen Truppen, die die Grossgrundbesitzer und Städte stellten. Als leichtbewaffnete Reiter dagegen zogen die *servientes regales*, sowie die Burgleute der königlichen Komitate auf das Schlachtfeld von Muhi.

Béla IV. erkannte die Ursache der Niederlage richtig. Nicht die zahlenmässige Überlegenheit der Tataren besiegte ihn, sondern der Mangel an gepanzerten Reitern. Unverzüglich zog er die Folgen, und wandte sein ganzes Bestreben der weiteren Erneuerung des ungarischen Heeres zu. Er blieb daher auf dem bereits eingeschlagenen Weg, begünstigte die Grossgrundbesitzungen und veranlasste den Hochadel durch gutes Beispiel zum Bau von Felsenburgen, die im Frieden führende Mittelpunkte der wirtschaftlichen Tätigkeit der Leibeigenen waren, zugleich aber auch zum ritterlichen Leben Möglichkeit boten. Durch neue Freibriefe verpflichtete er dann auch das städtische Bürgertum zur Ausrüstung gepanzelter Reiter. So stellte er z. B. das Kontingent der Stadt Neutra im Jahre 1242 in 12, das von Agram und Ofen im Jahre 1244 in je 10 Reitern fest. Sehr bezeichnend für diese Entwicklung ist z. B., dass die Stadt Szatmár im Sinne ihres ersten Freibriefes (1230) den *villicus* mit vier Bogenschützen, also Leichtbewaffneten in den Kampf zu senden hatte, nach dem Privileg von 1264 aber bereits gepanzerte Reiter stellen musste. Doch alle diese Massnahmen, die für die Fortsetzung der alten Politik zeugen, schienen zur Abwehr der drohenden Gefahr nicht hinzureichen. Daher unternahm Béla IV. den früheren

Versuch, auch die *servientes regales*, sowie die Burgleute zu ritterlich bewaffneten Soldaten umzugestalten. Für die Bedeutung seines Unternehmens zeugt die Tatsache, dass es zur Entstehung eines neuen Standes, des Landadels führte.

Sichere Angaben besitzen wir nur über die Massnahmen, die sich auf die Burgleute bzw. deren neu entstandene Gruppen in den Komitaten Zips und Turóc beziehen. Nach diesen wurden die Soldaten des Zipser Komitates, die Grenzdienst zu leisten hatten und ursprünglich einzeln in den Krieg zogen, im Jahre 1243 von Béla IV. dazu verpflichtet, nach je vier ihresgleichen einen gepanzerten Reiter auszurüsten. Der König fand es daher auch nach dem Tatareneinfall besser, wenn er statt vierzig Soldaten mit veralteter Ausrüstung zehn gepanzerte Soldaten erhält, — so viel hatten die Burgleute der Zips zu stellen — und verzichtete gerne auf die übrigen dreissig. Diese durften daheim bleiben, um die Kosten ihrer dienstleistenden Kameraden durch ihre Arbeit zu beschaffen. Ähnlich war die Lage in Turóc. Hier leisteten die Burgleute 1248 noch alle einzeln Kriegsdienst. Im Jahre 1255 aber verpflichtete sie Béla IV. nach je 6 Leuten einen gepanzerten Reiter zu stellen, so dass das königliche Heer aus dem ganzen Komitat bloss 7 schwerbewaffnete Soldaten erhielt. Doch auch die dem Patronat des Königs unterstehenden kirchlichen Güter hatten Soldaten zu stellen. Der Abt von Tihany hatte 130 Reiter, eine riesige Menge, daher auch sehr mangelhaft ausgerüstet. Im Jahre 1267 hatte der Palatin auf Befehl des Königs diese — nach seinen eigenen Worten — „grosse und unnütze Masse“ aufgeteilt und bewilligte bloss 12 Soldaten, also etwa ein Zehntel des Ganzen; die übrigen wurden gewöhnliche Steuerzahler.

All diese Massnahmen bezeugen ein zielbewusstes Streben. Über den Kriegsdienst der übrigen Burgleute in den von Stephan dem Heiligen errichteten Gespanschaften oder der *servientes regales* besitzen wir nicht so genaue Angaben. Hier sind wir auf Vermutungen und Folgerungen angewiesen. Da die Urkunden aus der Zips und dem Komitat Turóc die Burgleute, seitdem sie in ritterlicher Ausrüstung kämpfen, als „*nobiles*“ bezeichnen, die Nachkommen der Kriegsleute von Tihany zu Beginn des 14. Jahrhunderts „adelige Leibeigene“ genannt werden, glauben wir, dass das Wort *nobilis* nicht bloss die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Schicht bezeichnete, sondern zugleich darauf hinwies, dass es sich um eine Gesellschaftsschicht handle, die im Militärdienst ritterlich ausgerüstet ist.

Wie wir bereits sagten, bezeichnet *nobiles* zur Zeit der Goldenen Bulle den vornehmsten Hochadel. Die *servientes regales* werden zu dieser Zeit noch nicht adelig genannt. Nach dem Tatareneinfall nennt

man sie bereits Edle, sodass die Bezeichnung *servientes regales* verschwindet; zugleich werden die Mitglieder des Hochadels als Barone bezeichnet. Nach unserer Überzeugung war dies kein einfacher Namenswechsel; es liegt wohl ein Grund vor, weshalb man den Namen, der das Vornehme ausdrückte, auf die Schicht der *servientes* übertrug. Auf Grund der erwähnten Fälle aus Turóc, Tihany und der Zips dürfen wir mit Recht annehmen, dass die *servientes* darum *nobiles* genannt wurden, weil sie sich in Kriegsdienst, Ausrüstung und ihrem ganzen Erscheinen den früher Vornehmsten anglich. Zogen sie als gepanzerte Reiter in den Krieg, so wurden sie zu Rittern. Untersuchen wir nun das Auftauchen der Bezeichnung *nobilis* in den Urkunden, so sehen wir, dass das Wort zuerst im Jahre 1244 als Beiwort erscheint: *nobilis serviens* und im Jahre 1255 *nobilis iobagio castri*. 1257 kommt es zum erstenmal als Abwandlungsform für *serviens* vor: *nobiles seu servientes*; in einer Urkunde *Bélas IV.* und des Jungkönigs Stephan 1267 werden die beiden Benennungen noch mehr gleichgestellt: „*nobiles regni Hungariae universi, qui servientes regales dicuntur.*“ Wir dürfen somit annehmen, dass die Umgestaltung im Kriegsdienst der *servientes* und der Burgleute unmittelbar nach dem Tatareneinfall erfolgte. Da die *servientes regales* Gutsbesitzer waren und nach den Urkunden auch die Burgleute Grund und Boden, Leute und Dörfer besaßen, hatten sie wohl die Mittel dazu, sich die ritterliche Ausrüstung zu beschaffen und sich im Waffenhandwerk zu üben. Sie waren somit nicht darauf angewiesen, zu viert oder zu sechst je einen Mann in das Heer des Königs zu senden. Zweifellos forderte der schwierige Kriegsdienst von ihnen grössere materielle Opfer, zugleich auch eine bedeutende Änderung der Lebensform. Gewiss hatten an dem Ergebnis auch die Anregungen des Königs Anteil, da jedoch die Lasten letzten Endes doch die Gesellschaft zu tragen hatte, dürfen auch Tatfreude und Arbeitswille der *servientes* und der Burgleute nicht in Zweifel gezogen werden.

Die gleiche Lebensform, der gleiche Kriegsdienst verbindet dann *servientes* und Burgleute. Ihrer Herkunft nach sind sie verschieden: die *servientes* sind meist freie, wohlhabende Ungarn, während es unter den Burgleuten auch zahlreiche Slaven gibt, — immerhin bestand die Mehrheit aus Ungarn — die sich durch persönliche Fähigkeiten aus ihrer unfreien Lage emporarbeiten und so den „ministeriales“ im Auslande entsprechen. Da sich jedoch beide Bestände unter der Führung des Königs, zugleich aber durch eigene Kraft zu einem höheren Stand erheben, verschwinden die ursprünglichen Unterschiede; sie bilden nunmehr gemeinsam das adelige Komitat.

Diese neue Institution, das Komitat, vereinigte die Selbstverwaltung der servientes und den Wirkungskreis des früheren königlichen Gespans in glücklicher Weise. Im königlichen Komitat urteilte der Gespan in den Prozessen der Burgleute noch allein, während sich seine Macht auf die servientes nicht erstreckte. Nun gewann er auch über diese Macht, doch mit der Einschränkung, dass neben ihm auch die gewählten Stuhlrichter Platz hatten, an deren Wahl sich auch die Burgleute beteiligten. All dies erfolgte im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, u. zw. ohne Befehl und Massnahmen, in der Tat „von selbst“. Die Urkunden zeigen, dass die Burgleute zu dieser Zeit so leben, an den Komitatsversammlungen teilnehmen, Stuhlrichter wählen, ja auch selbst zu Stuhlrichtern werden, als wenn sie wirklich Adelige wären. Im Jahre 1290 legten z. B. die Geschlechter *Szemere* und *Kalász* einen Prozess um Besitzungen im Komitate Komorn in die Hände von vier durch sie gewählten Richtern: comes *Szemere*, Sebastian *Kalászi*, einem Angehörigen des Geschlechtes *Aba* und Comes *Stephan*, Sohn des *Folkus*. Die ersten drei sind Söhne vornehmer Geschlechter, der vierte, gleichfalls Comes, der ihnen gleichgestellt wurde, war dagegen rechtmässig kein Adelliger, da erst sein Enkel 1360 von Ludwig dem Grossen aus dem Stand der Burgleute in den Adelstand erhoben wurde. Die gesellschaftliche Entwicklung ging somit der rechtlichen voran, und nicht nur in diesem einzigen Fall. Der Stand der Burgleute wurde so bis Ende des 13. Jahrhunderts in seiner Gesamtheit adelig. Und da durch ihn der Wirkungskreis der Stuhlrichter auch auf die Besitzungen der Burgleibeigenen ausgedehnt wurde, wurde das neue adelige Komitat auch territorial einheitlich, wogegen das königliche Komitat, das nur die dem Machtbereich des Gespans unterstellten Körperschaften in sich schloss, gegliedert war. Das einheitlich gewordene zusammenhängende Komitat konnte nunmehr regelrecht in Stuhlrichterbezirke geteilt werden. Aus der Tatsache, dass wir am Ende des 13. Jahrhunderts in jedem Komitat vier Stuhlrichter finden, während ihre Zahl um die Mitte des Jahrhunderts noch wechselt, dürfen wir mit Recht darauf schliessen, dass die Entwicklung durch eine höhere Massnahme abgeschlossen wurde. Die Bestimmungen des Dekrets von 1290 bezeugen die Richtigkeit dieser Vermutung.

Wir wiederholen: Kriegsdienst, Wirtschaftsleben und gesellschaftliche Entwicklung waren aufs engste, unzertrennbar verbunden. Sie führten nach dem Tatarenzug zusammen zur Entstehung des Kleinadels, in dem somit ebenso zwei Bestände zusammenschmolzen, wie in dem Adel eines jeden abendländischen Staates, eine freie ungarische und eine ministeriale Schicht. Die neue gesellschaftliche Schicht war

nicht nur dem Namen, sondern auch ihrem Charakter nach neu. Sie bildete einen Stand, da in ihren Mitgliedern das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit lebendig war, da sie sich als Teile einer einzigen Gemeinschaft fühlten, ferner da ihnen das gleiche Lebensideal vorschwebte und auch ihre Lebensweise übereinstimmte. Wie uns die weiteren Jahrhunderte zeigen, gereichte dem Ungartum die Bildung des Kleinadels, sein Zusammenschluss zum Stand zum Vorteil, da er die kernungarischen und lebensfähigsten Bestände in sich vereinigte. Zugleich aber war diese Entwicklung auch vom militärischen Standpunkt aus vorteilhaft; die Stärke der Armee wurde wesentlich erhöht. Dies geschah in dem Masse, dass das ungarische Königreich einige Jahre nach dem Tatareneinfall wieder jedem äusseren Feinde Widerstand leisten konnte: *Friedrich von Babenberg* ebenso wie dem böhmischen König *Ottokar*, den Tataren ebenso, wie den Südslaven. Diese Ergebnisse zeigen, dass die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung gesund war. Doch muss betont werden, dass auch die weise, umsichtige Politik des Königs ihren Anteil daran hatte. Der Aufschwung Ungarns nach dem Tatareneinfall war somit ein Ergebnis der Zusammenarbeit zwischen Staatsgewalt und Gesellschaft.

Doch kann das Leben nicht zum Stehen gebracht werden und selbst das Ergebnis einer Entwicklung, das uns am günstigsten zu sein scheint, kann nicht endgültig gefestigt werden. Jeder Augenblick bringt neue Gefahren, lässt neue Kräfte zur Entfaltung kommen, schafft neue Situationen. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts schien es, als ob Adliger und Ritter identisch würden. Wir wissen jedoch, dass es nicht dabei blieb; der ungarische Kleinadel entwickelte sich zu einem massenartigen Gebilde. Dies aber ist das Problem eines folgenden Zeitabschnittes, der gesellschaftlichen Entwicklung des 14. Jahrhunderts.

SZÉCHENYI ALS SOLDAT

VON VITÉZ KAMILLO AGGHÁZY

Der Lebensabschnitt des grössten Ungarn, der am seltensten behandelt wird und daher am wenigsten bekannt ist, ist die Zeit, die er bei der Armee verbrachte. Die einzige — gewiss vorzügliche, doch skizzenhafte — Darstellung darüber gab Dr. Ladislaus *Bártfai-Szabó* im Jahrgang 1928 der Zeitschrift *Hadtörténeti Közlemények* („Kriegsgeschichtliche Mitteilungen“), während Széchenyis offerwähnte Teilnahme an der Völkerschlacht bei Leipzig von Koloman *Thurzó*, dem 1914 auf dem Felde der Ehre gefallenen Hauptmann untersucht wurde. Ausserdem befassten sich meist österreichische Schriftsteller mit seiner militärischen Laufbahn, doch beschränkten sich diese zum guten Teil auf die Untersuchung seines Anteils an der Leipziger Schlacht. Széchenyi war Husarenrittmeister. Um diese Rangstufe zu erreichen, musste damals ein ungarischer Aristokrat nicht lange dienen und man nimmt im allgemeinen an, er sei so kurze Zeit Soldat gewesen, dass dieses oberflächliche Erlebnis kaum grösseren Einfluss auf die Entwicklung seiner Persönlichkeit und auf seine spätere tiefgreifende Tätigkeit gewinnen konnte, als der einjährige Freiwilligendienst und der Rang eines Husaren-Reserveleutnants auf die Betätigung eines späteren Ministers. Széchenyi sei nicht berufen gewesen, Soldat zu sein und sein Militärdienst sei nur ein obligater Abschnitt der damals landläufigen Laufbahn eines Aristokraten, dessen er bald überdrüssig wurde und den er verliess, um nie wieder an ihn zurückzudenken. Selbst die eifrigsten Psychologen geben nur so viel zu, dass Széchenyi lediglich die durch die napoleonischen Kriege gebotene Gelegenheit in die Armee geführt hätte, in der er den Beruf zu finden glaubte, der zunächst geeignet war, den in den Tiefen seiner Seele aufbrechenden Leidenschaften und seiner keimenden Willenskraft Geltung zu verschaffen. Als er sich dann in dieser Erwartung getäuscht sah, vertauschte er das Schwert mit der Feder. In der Tat spielten sich die Ereignisse im Grunde genommen auf diese Weise ab. Bevor aber Széchenyi bei dieser Entwicklungsstufe anlangte, waren ihm Armee und Militärdienst eine Herzenssache und alle dabei erworbenen Kenntnisse, die während dieser Zeit kennengelernten Verhältnisse und die im Dienst durchlebten Geschehnisse waren auf

seine körperliche und geistige Beschaffenheit, seinen Charakter und die Richtung seiner Entwicklung von tiefgreifender Wirkung.

Als die Truppen Napoleons im Jahre 1809 Ungarn selbst unmittelbar bedrohten und die „Erhebung“ des ungarischen Adels notwendig wurde, war Graf Stephan Széchenyi siebzehneinhalb Jahre alt. Nach kurzer Ausbildung traf er als wohlausgerüsteter Oberleutnant der berittenen Nationalgarde des Komitates Ödenburg, in dem sein Schloss Cenk lag, im Lager bei Raab ein. Vom April bis Anfang Juni war er mit der Beaufsichtigung von 8000 Schanzarbeitern betraut, am 13. Juni nahm er an der Schlacht von Ménfő teil, beförderte als Kurier in einem Boot Befehle nach Komorn und errang mit seiner heldenhaften Haltung beim Rückzug den Lob des Königs Franz. Er machte somit einen guten Anfang, bereits im Herbst war er Mitglied der regulären Armee als Oberleutnant des siebenten Husarenregimentes *Liechtenstein*, das in Pápa und Stuhlweissenburg stationiert war. Hier bildet er Mannschaften aus, betreibt Kartographie, durchreitet grosse Entfernungen und übt Hürdenspringen. Später lebt er im Komitat Bihar in schlechten Quartieren. Hier nimmt er an den Herbstmanövern in Világos teil, unter dem berühmten Feldmarschalleutnant Baron Daniel *Mecséry*, der 1794 das Ritterkreuz, 1805 das Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens erhielt und wenige Tage darauf von der französischen Kavallerie so zerhauen wurde, dass seine Genesung jedermann als ein Wunder bestaunte; 1809 war er Generalstabschef der adeligen Insurrektion. (Den Wachsabdruck seines verwundeten Schädels sieht man heute noch im Budapester Kriegsmuseum.) Széchenyi fühlt sich in der Umwelt jenseits der Theiss nicht wohl, man versetzt ihn zum 1. Ulanenregiment *Merveldt* nach Pardubitz, kurze Zeit darauf aber, im Herbst des Jahres 1811, nimmt er einen einjährigen Urlaub ohne Bezüge. Nach Ablauf dieses rückt er wieder zu seinem Regiment ein, wo er im Sommer 1813 im Alter von 22 Jahren Vizerittmeister wird. In diesem Rang erhält er den Befehl sich auf den sächsischen Kriegsschauplatz zu begeben, auf die Vermittlung seines Vaters teilt man ihn jedoch kurz darauf zum Oberkommando als 8. Adjutanten ein. In der Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August schießt der Feind ein Pferd unter ihm weg und vier andere reitet er zuschanden, wonach ihm sein Kommandant *Schwarzenberg* seine Anerkennung ausdrückt, ihn aber wegen einer Fieberkrankheit in das Prager Krankenhaus schickt. Hier verbringt er nur eine Woche, die aber für seine militärische Laufbahn entscheidend ist. Er redet unstatthaft offen in Gesprächen mit österreichischen und preussischen Kameraden und setzt ihnen auseinander, dass Österreich seiner Ansicht nach selbst durch Siege nicht vor dem Zerfall gerettet werden

könne, der im Laufe des nächsten Jahrhunderts notwendigerweise eintreten müsse (1813—1913! Széchenyi hat sich nur um fünf Jahre verrechnet: 1918!), da seine Glieder ungleich seien und, statt sich einander zu nähern, stets auseinanderstreben. Diese Erklärung gelangt in die Ohren eines Spitzels, und Széchenyi erwachsen daraus ein Jahr später grosse Unannehmlichkeiten. Er rückt wieder beim Hauptquartier ein. Im Oktober stehen bei Leipzig 200.000 Franzosen und 350.000 Verbündete einander gegenüber, am 16. findet die Reiterschlacht von Gossa statt, in der unter Széchenyi das Pferd wieder weggeschossen wird; ausserdem erhält er einen kräftigen Säbelhieb auf seinen Rücken. Am nächsten Tag belobt ihn Schwarzenberg wieder und befördert ihn zum Oberrittmeister. Am 17. meldet er sich freiwillig, den preussischen Feldmarschall *Blücher* und den schwedischen Thronfolger *Bernadotte* zur Schlacht des folgenden Tages „einzuladen“, und reitet in der Nacht vom 17. auf den 18. durch unbekanntes und schwieriges Gelände, zwischen den Lagern und Vorposten des Feindes hindurch, auf vom Regen durchweichtem Boden, versumpften Flussufern und durch Dickicht etwa 25 Kilometer. Er übergibt Blücher und Bernadotte die Einladung, überredet sie einzugreifen und meldet sich am Morgen unversehrt wieder im Hauptquartier. Die Eingeladenen nehmen an der Schlacht in der Tat teil und im Donner von 2000 Kanonen wird der grosse Sieg geboren, dessen Andenken seit 1913 ein monumentales Denkmal auf dem Schlachtfeld von Leipzig verkündet. Der Anteil Széchenyis war so bedeutend, dass er wohl das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens verdient hätte. Von den Preussen erhielt er auch den *Pour le Mérite*-Orden, von den Russen nur den *Hl. Wladimir-Orden 4. Klasse*, seine eigene Armee aber würdigte ihn nur einer mündlichen Anerkennung durch Schwarzenberg und der Auszeichnung mit dem Kanonenkreuz. (Der Husarenoberleutnant *Georg Ambrózy von Sédén*, einer unserer heutigen Ritter des Maria Theresien-Ordens, verdiente sich diese Auszeichnung 1914 an der ostgalizischen Front dadurch, dass er seiner Division den Rückzugsbefehl nach einem Dauerritt von 100 Kilometern übergab.) Es ist fast sicher, dass Széchenyi damals eine der schwersten Enttäuschungen erlebte; er erwähnte sie zwar nie, doch schmerzte sie ihn sein Leben lang. Nun sehnt er sich nur mehr nach dem Majortitel und möchte dann in Cenk seine Güter bewirtschaften. Im Dezember verfolgt er die in Dresden eingeschlossenen und von hier entflohenen französischen Generale durch die Schweiz. Weihnachten 1813 fühlt er in Basel, dass er schwere seelische Wandlungen durchmachte und hat Heimweh; zu Beginn des Jahres 1814 ermüden und erregen ihn die nächtlichen Aufträge, er denkt daran, sich in den Ruhestand zurück-



Széchenyi als Ulanenoffizier

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

zuziehen, doch erfüllt er seine Pflicht ehrlich. Ungarische Husaren retten ihn einmal in Nacht und Nebel aus dem Sumpf. Ende März nimmt auch er an dem Einzug in Paris teil. Während des Wiener Kongresses 1814/15 ist er zum Ehrengolge des Königs von Bayern eingeteilt, vor dem er dieselben Ansichten äussert, wie im Prager Krankenhaus. Nun macht der Prager Spitzel seine Anzeige und besiegelt dadurch das Geschick Széchenyis, der davon keine Ahnung hat. Im Dezember reist er durch Nord-Italien, wo er 800 ausgezeichnete, aber hungernde und zerlumpte ungarische Soldaten trifft, die zu betteln gezwungen sind. Tief entrüstet gibt ihnen Széchenyi 200 Gulden für Brot.

Im April 1815 rückt er wieder zu seinem Regiment ein, im Mai schlägt er bei San Giusto mit seiner Schwadron die feindliche Übermacht zurück, wird an zwei Stellen verwundet, nimmt aber noch an zwei Schlachten teil und erhält das neapolitanische Verdienstkreuz. 1816 dient er in Holitsch. 1817 wirft ihn im Wiener Prater sein Pferd ab, so dass er einige Wochen mit einer kleineren Gehirnerschütterung das Bett hütet. Im Sommer 1817 wandert er zu Fuss von Wien nach Cenk und durchschwimmt einige Mal auch die Donau in Wien. Von 1815 bis 1819 verbringt er fast die Hälfte seiner Zeit auf Urlaub und besucht Frankreich, England, Italien, Griechenland, die Türkei und Kleinasien, liest viel, lernt und beobachtet. Vor allem beschäftigen ihn Fragen der Pferdezucht, des Verkehrs, sowie soziale und geschichtliche Probleme. Unterdessen lernt er Könige, Diplomaten, Feldherren und andere hochstehende Persönlichkeiten kennen, befreundet sich mit ihnen, beobachtet alles, sieht und urteilt stets schärfer. Überdies entwickelt er seine Sprachkenntnisse und befasst sich mit Maschinenkunde. Sein militärischer Ehrgeiz verschwindet in zunehmendem Masse, selbst die Uniform ist ihm eine Last. Nach längerem Urlaub muss er 1820 zu seinem neuen Regiment, dem 4. Husarenregiment Hessen-Homburg einrücken, dessen Befehlshaber Obrist *Simonyi* ist. Im Kreise seiner Husaren erwacht die Liebe zu seinem Volk. Hier findet er auch literarische Anregungen und schreibt u. a. über militärische Fragen: die zeitgemässe Erneuerung des Vorpostendienstes, militärische Erziehung, Ausbildung und Fragen der Armeeversorgung. Die Haltung des Obristen *Simonyi*, sein prahlerisches Benehmen und seine finanziellen Angelegenheiten nehmen ihm aber wieder die Liebe zur Sache. Er selbst wird von den meisten Kameraden als Sonderling betrachtet. 1821 besucht er die privaten Gestüte und die militärischen Pferdezuchtanstalten des Landes. Später versucht er seine Beförderung zu betreiben. Er meldet sich in Wien bei dem Feldzeugmeister *Erzherzog Ludwig* zur Audienz, da ihn aber dieser eine halbe Stunde warten lässt, entfernt er

sich, wodurch er sich dessen Unwillen zuzieht. Als Gast des *Erzherzogs Karl* erklärt er offen, dass er als erbliches Mitglied des Oberhauses sich bemühe, Anschluss an die radikalen Politiker zu finden. In Privatgesprächen urteilt er scharf über die Regierung, nennt *Metternich* einen eitlen Laffen, was diesem durch den ausgedehnten Spitzeldienst alsbald zu Ohren kommt. Als er im März 1821 bei den Beförderungen wieder übergangen wird, notiert er in seinem Tagebuch seine Zukunftswünsche, aus denen hervorgeht, dass er am liebsten ein berühmter Soldat mit vielen Auszeichnungen und ruhmvollem Namen werden wollte; erst an siebenter Stelle steht der Wunsch, an der Spitze einer politischen Partei für Wahrheit und Recht zu kämpfen. Schliesslich wünscht er Verfasser von Gedichten und Dramen zu werden. Zu dieser Zeit waren ihm bereits mehrere jüngere Kameraden in der Beförderung zuvorgekommen. Immerhin würde er gerne das Vorrecht eines dieser Offiziere erwerben, doch gelingt der Handel nicht. Als sich auch Obrist *Simonyi* in seinem Interesse verwendet, werden diesem die vielen Urlaube *Széchenyis* vorgehalten. Der König gibt ihm bei einer Audienz eine ungewisse Antwort, als er sich jedoch entschliesst, in den Ruhestand zu treten, macht man ihn darauf aufmerksam, dass er auf diese Weise nicht einmal die Ernennung zum Major erhalten werde. Nun aber trifft eine entscheidende Wendung ein: zu Beginn des Jahres 1824 stirbt seine bereits seit längerer Zeit verwitwete Mutter, der zuliebe er bis dahin im Dienst geblieben war. Er rückt nun wieder zum Regiment ein und ersucht im Mai um seine Entlassung. Dem Gesuch wird aber nicht stattgegeben. 1825 wird er bei den Beförderungen wieder übergangen. Als dem Generaladjutanten des Königs mitgeteilt wird, die Benachteiligung *Széchenyis* könne zur Folge haben, dass alle in ähnliche Lage geratenen ungarischen Offiziere von Vermögen die Armee verlassen, antwortet General *Kutschera*: „Mögen sie gehen!“ 1826 nimmt *Széchenyi* als Mitglied des Magnatenhauses noch in Uniform an den Sitzungen des Landtages teil und spricht wiederholt im Interesse der ungarischen Sprache und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Gleichzeitig dankt er von seinem militärischen Rang ab; damit nimmt sein militärischer Dienst ein Ende, seine politische Laufbahn beginnt, die ihn unsterblich machen soll.

Indessen hält *Széchenyi* seine militärische Vergangenheit stets in hohen Ehren und erinnert sich ihrer oft voll Dankbarkeit. Er anerkannte gerne, dass er dem Militärdienst ausserordentlich viel Erfahrung, soldatisches Auftreten, Geradheit, Unerschrockenheit vor Schwierigkeiten, die Entwicklung seiner Vaterlandsliebe und der Sorge für seine Rasse verdanke, dabei aber auch das Gefühl des Unterdrücktseins, dem eine gesteigerte Tatkraft entsprang. An den Landtagssitzungen sowie in sei-

ner schriftstellerischen Tätigkeit verwertete er seine Erfahrungen wiederholt; er forderte eine Heeresreform im ungarischen Sinne, Abschaffung der Zwangswerbung von Rekruten, Einteilung von ungarischen Offizieren in ungarische Regimenter und Einführung der ungarischen Kommandosprache. Anderen gegenüber nahm er die Disziplin der Armee stets in Schutz. Man kann sich denken, welche Freude ihm der Brief seiner Kameraden vom 5. Husarenregiment bereitete, dem ihre Spende zum Bau des Nationaltheaters — damals noch „Pester Ungarisches Theater“ — beigelegt war, und in dem sie schreiben: „Das unterfertigte Offizierskorps betrachtet es als Ehre und Ruhm, dass es Euer Wohlgeboren einst als tapferen und würdigen Kameraden und Rittmeister in seinen Reihen ehren konnte und wünscht, dieses Verhältnis aufrecht zu erhalten.“ Dies ist auch heute der Wunsch jedes ungarischen Soldaten, der darauf stolz ist, dass der grösste Ungar sein Waffenbruder war!

OSZK

MOZART UND UNGARN

VON MARIA KÁLMÁN

Als Mozarts glanzvolle Laufbahn 1762 begann, konnte von regelmässiger Musikpflege und tiefer verwurzelter musikalischer Bildung in Ungarn noch nicht gesprochen werden. Allerdings gab es bereits von regem Leben erfüllte Pflegestätten musikalischer Kultur: die Heime der ungarischen Aristokratie. Mozart kommt, kaum sechsjährig, mit dieser musikliebenden ungarischen Herrenschaft in persönliche Berührung. Nach seinem Erstaufreten in Wien konzertiert er 1762 in Pozsony (Pressburg) vor einem Publikum ungarischer Magnaten. Die *Esterházy*, *Hadik*, *Pálffy* und *Bánffy* begleiten ihn sein ganzes Leben als Schüler und Mäzene.

Aber die Liebe des Hochadels zur Musik ist nur die vornehme Zerstreuung einer geschlossenen und bevorzugten Klasse, die mit den anderen Kreisen ungarischen Geisteslebens kaum Beziehungen unterhält. Drei Jahrzehnte vergehen, bis musikalische Bildung und Kultur auch in breitere Gesellschaftsschichten dringt. In dieser Zeit entwickelt sich die Musikkultur des Bürgertums, deren Nährboden zunächst die Opernbühne ist. Die ersten Opern werden noch in den Schlössern der Aristokratie aufgeführt: im Schloss der *Esterházy* zu Kismarton (Eisenstadt) und auf der Opernbühne des Grafen *Pálffy* in Pozsony (Pressburg). Schon auf diesen Bühnen kommen auch Mozarts Opern zur Vorführung. Graf *Pálffy* lässt 1785 die *Entführung aus dem Serail* darstellen.

Das Mäzenatentum des Hochadels der Oper gegenüber war jedoch weder dauernd, noch war es auf festen materiellen Grundlagen aufgebaut. Motiven individueller Liebhaberei entspringend, fand die Unterstützung im Falle finanziellen Zusammenbruches, oder beim Tode des Mäzens, infolge mangelnden Verständnisses der Erben, ihr Ende. Trotz alledem kann gesagt werden, dass die Oper in Ungarn von den Schlössern der Aristokratie aus ihren Weg begann. Das verwaiste Ensemble des Grafen *Pálffy* findet im städtischen Theater zu Buda (Ofen) und Pest Zuflucht und von der feudalen Bühne hierher verpflanzt, setzt Mozarts *Entführung* nun ein bürgerliches Publikum in Begeisterung.

Der ungarische Kleinadel hatte an dem Musikleben einstweilen keinen Anteil. Wirtschaftlich war er zu schwach, um in seiner ländlichen Abgeschlossenheit ernste Musik zu pflegen; erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wird diese Gesellschaftsklasse zu Stadtbewohnern und nimmt dann an der Musikpflege des Bürgertums teil. Eine Ausnahme bildet nur die Familie *Végh von Vereb*, deren Mitglieder als Träger der höchsten staatlichen Ämter und mit der Aristokratie verschwägert, sich sowohl gesellschaftlich als auch finanziell über das Niveau des Kleinadels erheben. Im Schloss der *Végh* zu Vereb begeistert die vollendete musikalische Schönheit der *Zauberflöte* ebenso, wie im Pester Hause des Landesrichters *Zichy*.

Das Musikleben in Pest und Buda (Ofen) nimmt sowohl durch die 1785 erfolgte Verlegung der staatlichen Ämter nach Buda (Ofen), als auch durch die dadurch ermöglichte Schaffung einer deutschen Opernbühne einen bedeutenden Aufschwung. Die Spitzen der Behörden, insbesondere die Leiter des Statthaltereirates setzten sich hauptsächlich aus hochgebildeten Mitgliedern des Hochadels zusammen, zu deren Lebensstil Musikpflege gehörte. Aus ihrer musikalischen Bildung ist Mozart schon nicht mehr hinwegzudenken. Im Palais des Landesrichters wird die *Zauberflöte* mit Klavierbegleitung gesungen und der Landesrichter selbst ist Mitglied des Chors. Im Hause des Statthaltereirates Baron *Schönstein* spielt die Hausfrau und eine Komtesse *Haller* ein Konzertopus Mozarts für zwei Klaviere mit vollendetem Können. Graf *Hofmannsegg*, der dies in seiner *Reisebeschreibung über Ungarn* (1793) erwähnt, bestaunt die hohe Musikalität der führenden Gesellschaft.

Die Opernvorstellungen der deutschen Theater in Buda (Ofen) und Pest nahmen zu Ende des 18. Jahrhunderts unter günstigen Aussichten ihren Anfang, da der Opernspielplan nicht nur ein Abbild der grossen musikalischen Schätze der Vergangenheit war, sondern aus dem lebendigen Quell neuer Kräfte schöpfen konnte; Mozarts Opern konnten dem Publikum als Neuheiten dargeboten werden. Als erste wird 1789 die *Entführung aus dem Serail* gespielt; sie gelangt noch im Erstaufführungsjahr viermal in Pest und Buda (Ofen) zur Wiederholung und bleibt auch später ein beliebtes Stück. Den grössten, von keiner anderen Oper auch nur annähernd erreichten Erfolg hatte die *Zauberflöte*. Nicht ganz anderthalb Jahre nach der Wiener Erstaufführung kommt das Werk am 14. Februar 1793 zur Darbietung, zunächst ohne Kulissen, als „musikalische Akademie“. Die Beschaffung der Bühnenausstattung stellt nämlich den zu jener Zeit in dürftigen materiellen Verhältnissen lebenden deutschen Theatern in Pest und Buda (Ofen) schwer lösbare

Aufgaben. Doch auch so wirkt das Werk hinreissend und als es später die volle Bühneneinrichtung erhält, wird das Publikum nicht müde, seine Aufführung zu hören und zu sehen. Bis zur Jahrhundertwende erlebt die Oper 78 Aufführungen, eine unerhörte Ziffer bei der damaligen kleinen Anzahl der Theaterbesucher; sie wird somit zum meist-aufgeführten musikalischen Bühnenwerk der alten Pester deutschen Bühne. Der *Zauberflöte* folgt 1795 *Die Hochzeit des Figaro*, 1797 *Don Juan*, *Die Grossmut des Titus* und *Cosi fan tutte*. Graf *Hofmannsegg* berichtet in seiner bereits erwähnten Reisebeschreibung über eine Vorstellung der *Zauberflöte* aus dem Jahre 1793. Er nennt die Aufführung mittelmässig und hebt nur einen Sänger, den Bassisten *Weinmüller* als Darsteller des Sarastro hervor. Dieser sei einer der besten Sänger, den er je im Leben gehört habe — schreibt Graf *Hofmannsegg* — und auf keiner Bühne sei die Rolle mit einer besseren Kraft zu besetzen. Diesen prachtvollen Sarastro umwirbt bald darauf die Wiener Hofoper und engagiert ihn auch.

Das 1812 eröffnete, glänzend ausgestattete Pester Theater pflegt in seinem Opernspielplan in erster Linie die französische Grosse Oper; dabei wird *Rossini* in kurzer Zeit der beliebteste Komponist. Das Mozart ergebene Publikum hält jedoch trotz *Rossini's* blendender Virtuosität seinem Lieblingskomponisten auch weiterhin unentwegt die Treue. *Don Juan* erreicht bis 1847 in Pest 101 Aufführungen, die *Entführung* 15, *Titus* 39, *Figaros Hochzeit* 14, die *Zauberflöte* 91. Die *Zauberflöte* wird für die grosse Bühne neu inszeniert, auf der sie nun in vollem Glanze erstrahlt und noch im Jahre 1816 die zugkräftigste Oper ist. *Don Juan* lässt Direktor *Schmidt* 1836 neu einstudieren und bringt das Werk vollständig neuausgestattet zur Aufführung; nach dem Finale des ersten Aktes wird die Büste des nun schon unsterblichen Mozart sichtbar und die Zuschauer bejubeln stürmisch den Direktor und den hervorragenden Bühnenmaler *Neef*.

Da zu jener Zeit kein ungarisches Opernhaus bestand, lernte das ungarische Publikum Mozart im deutschen Theater kennen. Die Anziehungskraft Mozarts auf das ungarische Publikum beweist am besten, dass die bekanntesten ungarischen Schriftsteller, *Michael Csokonai Vitéz* und *Franz Verseghy*, die Übersetzung des Spielbuches der *Zauberflöte* übernahmen.

Vor der Eröffnung des Nationaltheaters fanden in Buda (Ofen) und Pest keine regelmässigen ungarischen Opernvorstellungen statt. 1827 tritt hier zum erstenmal das „Kaschauer Sing- und Schauspiel-Ensemble“ auf, das in Kassa (Kaschau) und Kolozsvár (Klausenburg) entstanden und zur Einheit verschmolzen war. In Kolozsvár (Klausen-

burg) führt diese Truppe auch die *Zauberflöte* auf. Ihre Glanzleistung ist jedoch Rossinis *Barbier von Sevilla* in der Übersetzung Alexius Pályis; Frau Déry begeistert als Rosina und glänzt bei ihren Pester Gastspielauftritten in dieser und in anderen Opern des italienischen Komponisten, wogegen sie die *Zauberflöte* zu Hause lässt. Pályi überträgt auch den *Don Juan*, den dasselbe Ensemble am 24. November 1827 auch in Buda (Ofen) und Pest aufführt. Dies war die erste Mozart-Vorstellung der Hauptstadt in ungarischer Sprache.

1835 vereinigt sich diese Truppe mit der Ofner Schauspielervereinigung. Weder die Sänger, noch das Orchester sind zur Aufführung der Opern Mozarts geeignet. Dass sie jedoch den Meister kennen und schätzen, zeigt, dass einzelne Mitglieder der Truppe Arien aus seinen Bühnenwerken singen, sobald sich hierzu Gelegenheit bietet.

Johann Bartha, der Heldendarsteller der Gesellschaft, singt am 3. August 1833 im Rahmen eines „Quodlibet“ mit grossem Erfolg die Soloarie Sarastros „Oh Isis und Osiris“.

1837 wurde das Nationaltheater in Pest eröffnet. Wenn es seine Vorstellungen auch nicht in so günstiger Zeit beginnen konnte, wie das Pester Deutsche Theater, das dem Publikum die besten Werke Mozarts als Neuheiten bieten konnte; wenn auch das Rossini-Fieber, das noch in den Dreissigerjahren in den Kreisen des musikliebenden Publikums Pests und Ofens lebendig war, bereits der Vergangenheit angehörte und auch die deutsche romantische Oper nicht mehr als frische Quelle sprudelte, so stand doch die herrliche Nachblüte der italienischen Oper mit *Donizetti* und *Bellini* auf ihrem Höhepunkt, die französische grosse Oper wurde durch *Die Jüdin Halévys* bereichert und *Meyerbeer* hatte bereits die *Hugenotten* und *Robert der Teufel* geschrieben. Die ungarische Oper, die damals noch in ihren Kinderschuhen steckte, wagte sich erst nach Jahren an Meyerbeers sowohl von bühnentechnischem als auch orchestralem Gesichtspunkte aus anspruchsvolle Werke heran.

Die Art der Zusammensetzung des ungarischen Opernpersonals verstärkte nur die Herrschaft *Bellinis* und *Donizettis*. Es stand kein gutes, aber auch kein mittelmässiges einstudiertes Ensemble zur Verfügung, bei dem auch nur von einem gewissen Gleichgewicht der Kräfte die Rede hätte sein können; das Ziel der ganzen Vorstellung war zunächst, die erste Sängerin glänzen zu lassen. Wo aber hätte dies besser geschehen können, als in den langatmigen geschlossenen Arien und Koloraturen der melodiosen Werke *Donizettis* und gar *Bellinis*?

Das kleine Orchester des Nationaltheaters konnte anfangs auch nur instrumental weniger anspruchsvolle italienische Opern zur Aufführung bringen. Unter dem Dirigenten Franz *Erkel* entwickelte sich jedoch dieses Orchester sowohl an Niveau als auch an Grösse bald in dem Masse, dass es keine Hindernisse mehr kannte. Gastkünstler, die die ganze Welt bereist hatten, äusserten sich nur im Tone grösster Anerkennung über das Orchester des Nationaltheaters. Erkel wagte bereits zwei Jahre nach der Eröffnung *Don Juan* und *Beethovens Fidelio* dem Publikum darzubieten.

Der Geschmack Erkels ist ausgesprochen konservativ und wurzelt im musikalischen Klassizismus. Er steht schon der romantischen Oper fremd gegenüber. Seine Lieblingswerke sind die Opern Mozarts und „Fidelio“. Diese erneuert er während seiner langen Laufbahn nach Möglichkeit wiederholt. Er muss jedoch der Mode der Zeit Rechnung tragen und dem Geschmack des Publikums Zugeständnisse machen; so gelangt Mozart nur selten zu Wort.

Bei der 1839 stattgefundenen Premiere des *Don Juan* singt Frau *Schodel* die Donna Anna. In dieser Rolle stellt sich die sonst in Koloraturrollen glänzende Primadonna als dramatische Sängerin vor. Der Erfolg ist nicht so bedeutend, wie bei ihren Auftreten in den neuen Werken *Bellinis* oder *Donizettis*; es gibt keine Kränze und Begrüssungsverse, wohl aber viele leere Plätze. Aber die Menge des Publikums ersetzt seine Erlesenheit: in den Logen sitzt der Hochadel.

Erkel wird durch die leeren Plätze keineswegs abgeschreckt, ja selbst bedeutendere Schwierigkeiten können ihn nicht davon abhalten, die Opern Mozarts auf die Bühne zu bringen. 1839 sind die Verhältnisse noch als günstig zu bezeichnen: Frau *Schodel* vereinte die Vorzüge der Koloratursängerin und der dramatischen Sängerin auf glückliche Weise in einer Person. Die an ihre Stelle tretende *Cornelia Hollósy* war bereits nurmehr Koloratursängerin, ebenso die sie ablösenden Gastsängerinnen und ihre Nachfolger. Die Zeit bevorzugte eben den Nachtigalltyp, den auch die Entwicklung der Oper begünstigte. Nur eine dramatische Sängerin gab es, die in Kassa (Kaschau) geborene *Josepha Kaiser-Ernst*, die mit ihrem gediegenen Talent lange Zeit eine Stütze der Oper des Nationaltheaters war. *Erkel* liess *Don Juan* zwar auch mit *Cornelia Hollósy* in der Rolle der Donna Anna aufführen. Frau *Kaiser-Ernst* aber bereicherte den Spielplan des Nationaltheaters um eine neue Mozart-Oper; sie wählte am 15. September 1858 *Figaros Hochzeit* als Benefizvorstellung. Wie die Zeitschrift *Hölgyfutár* (Damenkurier) schreibt, war das Theater bis

zum letzten Platz besetzt, wodurch — nach dem Referenten — klar bezeugt wurde, dass der deutschen klassischen Musik auf der ungarischen Bühne eine schöne Zukunft bevorstehe.

Diese Weissagung bewahrheitete sich zwar langsam, aber doch; allerdings nicht unter Franz Erkels unmittelbarem Nachfolger Hans Richter, der seinen Ehrgeiz im einem einseitigen Wagner-Kult befriedigte, sondern erst vom Jahre 1875 an, als *Alexander Erkel* an die Spitze der Oper des Nationaltheaters trat. Was die Pflege der Klassiker betrifft, folgte Alexander Erkel dem Beispiel seines Vaters. 1877 bringt er die *Zauberflöte*. Die erste Königin der Nacht war *Ida Benza*, Sarastro *David Ney*, Tamino *Anton Udvardy*, Pamina *Frau Wilhelmine Balázs-Bognár*, Papageno *Karl Kószeghy* und Papagena die reizende *Katharina Náday-Widmar*.

Eine der letzten Opernerstaufführungen im alten Nationaltheater war gleichfalls eine Oper Mozarts: *Die Entführung aus dem Serail* (1882). Das 1885 eröffnete Kön. Ung. Opernhaus förderte den Mozartkult erheblich. Einerseits wurde der Spielplan erweitert; 1892 gelangte die Jugendoper Mozarts *Bastien und Bastienne*, 1930 *Così fan tutte*, 1913 *Les petits riens* unter dem Titel *Die Spiele Amors*, 1924 *La finta giardiniera* zur Aufführung. Zur dieser Oper schrieb *Alexander Hevesi* nach *Goldoni* ein neues Spielbuch mit dem Titel „*Mirandolina*“. Die Anzahl der Mozartvorstellungen der Oper hatte bereits das halbe Tausend überschritten.

Der Pflege der Werke Mozarts beschränkt sich in Ungarn keineswegs auf seine Opern: die allgemeine Beliebtheit seiner anderen Kompositionen übertrifft die der Bühnenwerke sogar wesentlich.* Die Instrumentalwerke waren in den Salons der ungarischen Magnaten bereits zu Mozarts Zeit heimisch. Mit dem Aufschwung des musikalischen Lebens gelangten diese Werke aber bald in die Konzertsäle. Im alten Pest war bis zur Erbauung der Redoute im Jahre 1833 das Deutsche Theater der Schauplatz der Konzerte. Nach 1837 wurden auch im Nationaltheater Konzerte gegeben. In den Fünfzigerjahren — nach dem Abbrennen des Deutschen Theaters und der Redoute — konnten Orchesterkonzerte bloss im Festsale des Nationalmuseums stattfinden, das im Jahre 1847 endgültig fertiggestellt wurde. Die Theater-Konzerte knüpften sich meist an die Gastspiele von Virtu-

* Wir verweisen besonders zu dieser Teilfrage auf das demnächst im Officina-Verlag, Budapest erscheinende Werk in ungarischer Sprache von *Eduard Sebestyén: Mozart és Magyarország* (Mozart und Ungarn), dem auch dieser Aufsatz viel verdankt.

sen; die Werke Mozarts konnten hien nicht richtig Raum gewinnen. Trotzdem finden wir den Namen Mozarts häufig auf Konzertprogrammen. 1807 gelangt eine Symphonie und seine letzte Kantate zur Ausführung, 1813 wird sein Requiem dem Pester Publikum geboten. Das musikalische Leben Budas (Ofens) und Pests erhielt im Jahre 1836 durch die Gründung des Pest-Ofner Gesangvereins neuen Antrieb. Das erste Konzert dieses fand am 27. November 1836 statt; es wurde mit dem Chorgesang „Siehe gnädig auf uns herab“ von Mozart begonnen. Obwohl bei den Konzerten der Virtuosen die romantische Musik immer mehr in den Vordergrund rückt, wurden die drei ersten Konzerte Henri *Vieuxtemps* im Jahre 1837 doch mit den Ouvertüren zu Mozarts *Figaro*, *Zauberflöte* und *Titus* eingeleitet. Die Konzertsängerinnen trugen zur Belebung ihres Programms Opernarien Mozarts vor. Seine richtige Pflege in den ungarischen Konzerten beginnt jedoch erst im Jahre 1853 mit der Gründung der *Philharmonischen Gesellschaft*. Die Seele dieser war lange Zeit hindurch Franz Erkel, dessen Mozartkult bereits von Anfang an zu Tage tritt, als am 20. November 1853 beim ersten Konzert die erste Opernsängerin des Nationaltheaters Luise *Lesniewska* eine Arie aus *Don Juan* singt. Schon im nächsten Jahre steht auch ein Orchesterwerk des Komponisten, die G-Moll Symphonie, auf dem Programm der Gesellschaft. Diese Symphonie wird im Laufe des 19. Jahrhunderts noch sechsmal wiederholt. Noch im Jahre 1854 trägt die Philharmonische Gesellschaft die IV. (C-Dur) Symphonie vor, 1855 die *Figaro*- und 1856 die *Titus*-Ouvertüre; vom Beginn der Achtzigerjahre an gelangen folgende Werke Mozarts auf das Programm: die Symphonien in C-Dur (Jupiter), D-Dur, Es-Dur, G-Dur und A-Dur, das D-Moll Klavierkonzert, die Konzertsymphonie für Geige und Viola da gamba, die Freimaurer-Trauermusik und zahllose Arien aus verschiedenen Opern.

Am 27. Januar 1856 wurde anlässlich der 100. Wiederkehr des Geburtstages Mozarts mit dem Chor des Pest-Ofner Gesangvereins ein ausserordentliches philharmonisches Konzert veranstaltet, bei dem die *Titus*-Ouvertüre, die C-Dur Symphonie und das D-Moll Klavierkonzert vorgetragen wurden und bei dem der Opernsänger *Ellinger* eine Arie aus *Titus* sang. Aus dem Reinertrag des Konzerts wurde eine *Mozartstiftung* für arme ungarische Musiker gegründet. Am 7. November 1890 feierte Franz *Erkel* seinen 80. Geburtstag. In dem ihm zu Ehren veranstalteten Konzert spielte der greise Meister sein Lieblingsstück, Mozarts Klavierkonzert in D-Moll mit eigener Kadenz und mit solcher Frische, dass man dabei sein hohes Alter vergass.

Gegen Ende des Jahrhunderts weicht die Alleinherrschaft der romantischen Musik und Mozart gewinnt in den Konzertsälen Ungarns mehr Raum. Mit der Vertiefung der musikalischen Kultur wird dem Ungartum durch Oper und Konzertsäle, durch Kammermusikabende hunderter und hunderter ungarischer Familien und durch die Musik studierende Jugend schliesslich das gesamte Lebenswerk des Komponisten zugänglich.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

MOZART-MUSIK IN SIEBENBÜRGEN UND IM BANAT

VON STEPHAN LAKATOS

Trotz Krieg und Waffenlärm huldigt die ganze gebildete Welt dem Genie Mozarts anlässlich der 150. Jahreswende seines Todestages. Ungeachtet der Tod und Verderben bringenden Fliegerangriffe finden überall Mozartfeiern statt und die musikliebenden Nationen würdigen seine unvergleichliche Kunst. Leben und Musik Mozarts wurden von den Musikhistorikern bereits zur Genüge behandelt, doch befasste sich das einschlägige Schrifttum überhaupt nicht mit den Beziehungen Mozarts zu Siebenbürgen und dem Banat, obwohl es vom Standpunkte der Musikgeschichte aus nicht gleichgültig sein kann, wann und wie seine Kunst in diesen entlegenen Winkeln der Welt Verbreitung fand.

Zweifelsohne gelangte die Mozartmusik gegen Ende des 18. Jahrhunderts nach Siebenbürgen und dem Banat, u. zw. in erster Linie durch den Hochadel, der auf seinen Auslandsreisen in den Städten Österreichs und Böhmens die Musik Mozarts kennen und lieben lernte. Auch liessen sich die vornehmen Familien Siebenbürgens die Musiklehrer ihrer Kinder aus Wien und Prag verschreiben, durch die dann die leichteren Werke Mozarts bekannt wurden. An den schon damals üblichen Musikabenden der Magnatenfamilien erklang zum ersten Mal Mozarts Musik in Siebenbürgen.

Die Sachsen von Hermannstadt, bei denen die Hausmusik recht bald Bürgerrecht gewann, liessen Mozarts Musik vor der Öffentlichkeit verhältnismässig spät zu Worte kommen. 1839 entstand der Hermannstädter Musikverein, die „Hermania“, die bei ihrem ersten Orchesterkonzert am 17. Februar in der städtischen Redoute auch zwei Sätze der C-Dursymphonie von Mozart spielte. Im selben Jahre gelangte auch *Das Lied an die Freude* zur öffentlichen Aufführung, im folgenden die Ouvertüre zur *Zauberflöte*. Von dieser Zeit an fehlten Mozarts Werke fast von keinem Konzertprogramm, ein Zeugnis dafür, wie hoch seine Musik geschätzt wurde.

Fast alle Ouvertüren gelangten hier zur Aufführung: *Così fan tutte* (1841), *La clemenza di Tito* (1842), *Idomeo* (1842), *Don Juan* (1842), *Die Hochzeit des Figaro* (1843), und *Die Entführung aus dem Serail*

(1867). Verhältnismässig seltener waren die Symphonien Mozarts zu hören, doch gelangten mit der Zeit auch diese vor die Öffentlichkeit: 1842 die D-Dursymphonie, 1863 die G-Moll- und 1873 die Es-Dursymphonie. Von den Konzerten Mozarts wurde 1862 das Konzert zu zwei Klavieren gespielt, das C-Moll-Klavierkonzert aber erst nach Jahrzehnten, 1891; in demselben Jahre fand auch die Erstaufführung des symphonischen Konzertes für Geige, Bratsche und Orchester statt.

Doch bringt die „Hermania“ auch die Werke Mozarts für Singstimme zur Aufführung: als erstes *Die Hymne an die Gottheit* und das *Ave verum*. Das wundervolle *Requiem*, das Mozart auf seinem Sterbelager beendete, wird in Hermannstadt 1847 vorgetragen. Auch *Bastien und Bastienne* und 1904 *Don Juan* gelangten von Liebhabern des Musikvereins gespielt zur Aufführung. Man muss bewundern, dass Dilettanten einer Provinzstadt so schwierige Aufgaben auf sich nahmen. Die zwischen 1829 und 1843 gehaltenen Konzerte mit den verschiedenen Erstaufführungen der Werke Mozarts knüpfen sich alle an den Namen des musikalischen Leiters der „Hermania“, Anton *Etter*; sein Nachfolger bis 1849 war Franz *Sedlacek*, dem gleichfalls vorbildliche Aufführungen vieler Werke Mozarts zu verdanken sind. Auch seine Kammermusik wurde verhältnismässig früh der Öffentlichkeit zugänglich gemacht: 1866 wird das Sextett (Streichquartett mit zwei Hörnern) gespielt, wogegen das Quintett für Blasinstrumente erst viel später, 1883 an die Reihe kommt. Sonderbarerweise gelangt eines der herrlichsten Kammermusikwerke Mozarts, das Klarinettenquintett erst 1899 aufs Programm.

Obwohl Arad schon seit langem eine Musikschule besass, verlieh seinem Musikleben erst die Gründung der *Philharmonischen Gesellschaft* 1890 Gewicht. Schon im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts fand die Musik hier eifrige Pflege. Insbesondere wurden Instrumental- und Kammermusikwerke vorgetragen. Die Werke Mozarts lernte das Publikum nach der Eröffnung der Musikschule 1833 zuerst durch Hausmusik kennen, wie dies uns das Büchlein berichtet, das anlässlich des hundertjährigen Bestandes der Musikschule herausgegeben wurde. Im Gründungsjahr der Philharmonischen Gesellschaft gelangt das *Requiem* zur Aufführung (6. Oktober 1890). Die Gelegenheit dazu bot die Enthüllungsfeier des Denkmals der dreizehn Honvéd-Märtyrer von Arad, eines Werkes von Georg *Zala*. Seit 1898 besass die Stadt ein berufsmässiges Streichquartett, dessen Leiter der erste Geiger und Musiklehrer Moritz *Unger* war. Auf dem Programm dieses Quartettes standen stets Werke von Mozart. Gelegentlich der fünfzigsten Jahres-

wende der Hinrichtung der Honvéd-Märtyrer gedachte die Stadt ihrer am 6. Oktober 1899 durch die Aufführung des Requiems. Musikleiter war Unger; unter den Sängern befand sich Kornelie Prielle und Kapellmeister Alexander Szeghő spielte die Orgel. Die Erstaufführung der sog. *Bauernsymphonie* fand am 8. März 1890 statt, während die *Jupiter-Symphonie* auf dem Programm des Konzertes vom 13. Dezember 1891 stand. Die Einübung und Leitung beider Werke sind das Verdienst des Kapellmeisters Jakob Höszy. Dieser war ein begabter Dirigent von ausserordentlichem Feingefühl, dem das musikalische Leben von Arad viel zu verdanken hat. Umso weniger zu verstehen ist, dass bei dem ereignisreichen musikalischen Leben der letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts verhältnismässig wenige Werke Mozarts zur Aufführung gelangten.

In Klausenburg dagegen wurde Mozarts Musik auffallend früh zum Gemeingut. Aus den Memoiren des Georg Rusitska geht hervor, dass im Hause des Barons Wolfgang von Wesselényi eifrig Kammermusik betrieben wurde. Da der Hausherr ein begeisterter Verehrer *Beethovens* war, ist es kaum denkbar, dass an den Musikabenden in seinem Hause auch die Musik Mozarts nicht erklingen wäre. Die Musikliebhaberfamilien Klausenburgs begannen mit der Hausmusik bereits Anfang des 19. Jahrhunderts; es ist dies das unstreitbare Verdienst der aus Wien und Böhmen eingewanderten Musiker. Der Hochadel der Umgebung, der den Winter in Klausenburg zu verbringen pflegte, brachte das Interesse für die ernste Musik, wie schon erwähnt, aus Wien mit sich. Ausser den Liebhabermusikern spielten an diesen Musikabenden auch die Berufsmusiker und Militärkapellmeister. Ein jeder der Magnaten hatte für seine Kinder einen ausländischen Musiklehrer. So gelangten — um nur die hervorragendsten Namen zu nennen — Anton Polz, Josef Dominik Grosspetter, Philipp Caudela, Georg Rusitska und der Militärkapellmeister Wendt nach Klausenburg. Der Schauplatz berühmter Musikabende war das Haus des Gubernators von Siebenbürgen, Baron Georg Bánffy, dessen Gattin, Gräfin Josefa Palm eine grosse Liebhaberin ernster Musik war. Von dem Musikleben Wiens angeregt, kannten und spielten sowohl die Musiker als auch der musizierende Hochadel Siebenbürgens die Werke Mozarts.

Die Opern Mozarts gelangten in ungarischer Sprache zum ersten Male auf der *Ersten Siebenbürgisch-Ungarischen Spielbühne in Kolozsvár* zur Aufführung, sind doch auf den Programmen des ersten ungarischen Opernensembles auch zwei Werke Mozarts zu finden. Die Aufführung der ersten Oper Mozarts, die ins Ungarische übersetzt wurde,

kündigte man folgendermassen an: „Don Juan oder Steinerne Gast, Oper in zwei Aufzügen von Abbate Ponte, übersetzt von Alexius Pályi, Musik von Amadé Mozart.“ Das Stück wurde zum ersten Mal am 23. Dezember 1826 gespielt. Ausserdem wissen wir noch von zwei Aufführungen des Werkes in dieser Zeit: die eine fand am 7. Mai, die andere am 30. August 1827 statt. Da die Oper bei dem Publikum keinen Beifall fand, blieb sie nicht dauernd auf dem Spielplan. Tatsache ist, dass die Erstaufführung in Klausenburg der in Pest voranging. 1862 versuchte man den *Don Juan* wieder auf den Spielplan zu setzen, doch gelangte das Werk bloss dreimal zur Aufführung (18. und 22. Jänner und 20. Februar 1862). Die Erstaufführung der *Zauberflöte* ist nach den Angaben des verdienten Musikhistorikers Stephan *Kereszty*, 1820 zu setzen; einzelne Teile des Werkes gelangten unter dem Titel *Zauberpfeifchen* am 3. Dezember 1843 in Klausenburg zur Aufführung. Auch das ungarische Textbuch der *Zauberflöte* ist die Arbeit Alexius Pályis.

Auch über die frühe Aufführung eines Duettes aus der *Hochzeit des Figaro* in Klausenburg wissen wir. Wie aus einem Programm ersichtlich ist, veranstaltete der Musikverein von Klausenburg zu Ehren des Gubernators von Siebenbürgen an dessen Geburtstag, dem 6. Januar 1821 im Festsaal der Redoute ein aus sechzehn Programmnummern bestehendes Konzert. Leiter des Musikvereines war Grosspetter, der freien Zutritt in das Haus des Gubernators hatte. Die fünfte Nummer des Programmes war das erwähnte Duett.

Auch in den Konzerten des Konservatoriums von Klausenburg fehlten Mozarts Kammermusikstücke nicht. Das Klarinettenquintett wurde wiederholt gespielt, doch erfreute sich auch das Streichquintett mit zwei Bratschen grosser Beliebtheit (G-Moll). Häufige Programmstücke waren auch die Streichquartette in Es- und C-Dur und die Klaviertrios in E- und C-Dur. Doch gelangten auch die Duette für Geige und Bratsche zur öffentlichen Aufführung.

Während der Direktion von Edmund *Farkas* (1880—1912) wurden die Werke Mozarts auf den alljährlichen Orchesterkonzerten des Konservatoriums ziemlich vernachlässigt und zugunsten der romantischen Musik benachteiligt. Erst am 30. Jänner 1885 liess *Farkas* die D-Dur-Symphonie vortragen. Ein Jahr später gelangte die Ouvertüre aus *Figaros Hochzeit* zur Aufführung, am 28. April 1898 aber die G-Mollsymphonie. Einer ausserordentlichen Beliebtheit erfreute sich die D-Dur-Symphonie sowohl bei dem Direktor als auch bei den Musikern, was die wiederholte Aufführung des Werkes, am 27. Oktober 1899 und 22. April 1902 bezeugt. *Farkas* war auch vorzüglicher Gesangspedagoge, aus dessen Schule Franz *Székelyhidly* und

Elisabeth *Sándor*, die bekannten Sänger des Budapester Opernhauses hervorgingen, die unter seiner Leitung die Opern Mozarts singen lernten. Das Konservatorium von Klausenburg veranstaltete am 15. November 1885 ein Mozartkonzert, dessen Programmnummern die Overture zu *Idomeo*, die C-Moll Klavierphantasie, das Streichquintett in G-Moll und Duette aus *Figaros Hochzeit* und aus *Don Juan* bildeten.

Universitätsprofessor Samuel *Brassai*, der hervorragende ungarische Polyhistor, ein Menschenalter hindurch Leiter des musikalischen Lebens in Klausenburg, war gleichfalls ein grosser Verehrer Mozarts. Als er den seit 1891 der Untätigkeit verfallenen Musikverein von Klausenburg zu neuem Leben erweckte, erachtete er es für seine erste Aufgabe, ausser den Overturen zu *Figaros Hochzeit* und der *Zauberflöte* auch die Partituren der 38., 39. und 40. Symphonien, sowie sämtliche Streichquartette für die Notensammlung des Musikvereines zu erwerben. Der Musikverein von Klausenburg feierte den 100. Todestag Mozarts mit einem Konzert am 9. Dezember 1891, auf dem die Overture zur *Zauberflöte* und die G-Mollsymphonie gespielt wurden. Die Es-Dursymphonie wurde bereits früher, am 9. Februar 1891 unter der Leitung Ludwig *Serlys* vorgetragen. Von da an gab es kaum ein Konzert, in dem Mozarts Werke nicht gespielt worden wären. Ja selbst Hauskonzerte wurden Mozart zu Ehren veranstaltet (21. März 1905). Am 25. Jänner 1906 gab der Musikverein aus Anlass der 150. Jahreswende von Mozarts Geburtstag einen Kammermusikabend.

Das musikalische Leben, insbesondere die Pflege der Oper in Temesvar blickt auf eine bedeutsame Vergangenheit zurück, die allerdings nicht ungarisch ist. Die Hauptstadt des Banats hatte bereits 1795 ein Theater mit 150 Sitzplätzen im Parterre, einer doppelten Logenreihe von je 26 Logen und einer sehr geräumigen Galerie; die deutsche Schauspieltruppe unter der Direktion Franz Xaver *Runners* hielt bereits 1796 Opernvorstellungen, so dass später sich nur solche Schauspieltruppen in Temesvar behaupten konnten, die über eine Sängergarde verfügten. Mozarts *Zauberflöte* gab man bereits 1796 u. zw. mit solchem Erfolg, dass sämtliche Karten — bei erhöhten Preisen — vergriffen wurden. Ähnlich ging es auch bei den andern Opernvorstellungen. 1845 wurde *Figaros Hochzeit* als Benefiz des Kapellmeisters W. L. *Gorgl* aufgeführt, mit den Damen *Niklas*, *Lukacsi*, *Revie* und *Narr*, den Herren *Erdensohn*, *Schön*, *Kopp* und *Seydl* in den wichtigsten Rollen. Im Jahre 1846 pachteten die Ofner Direktoren Alexander *Schmidt* und Ignaz *Huber* das Theater. Die dritte Opernvorstellung der Spielzeit war Mozarts *Don Juan*. Das Stück fiel



*Mozart
Zeichnung der Gräfin Erdödy*

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

durch; während der ganzen Vorstellung war kein einziger Applaus zu hören. Ein Feuerwehrmann rettete die peinliche Lage durch ein, in die letzte Szene eingefügtes Feuerwerk, das beispiellosen Beifall fand. Die *Zauberflöte* wurde in den Jahren 1848—49 unter der Direktion Greibigs wiederholt, mit grossem Erfolg gegeben. Mozarts Requiem gelangte im Dom von Temesvar im Vortrag des Domchores zur Aufführung (1847). Das Chor der Kirche erwies sich als zu eng. In den folgenden Jahren stehen sowohl *Don Juan* als auch die *Zauberflöte* stets auf dem Spielplan des Theaters.

Mozarts hundertsten Geburtstag feierte die „Liedertafel“ in Temesvar in einem Konzert, das im Kasinosaal wiederholt wurde. Das Programm ist uns nicht bekannt, wir wissen nur so viel, dass der Opernsänger *Horti* und die Pianistin *Schlesinger-Felsthal* unter den Mitwirkenden waren. Auch die Erstaufführung der *Entführung aus dem Serail* fand in Temesvar im Jubiläumsjahr, am 26. Januar statt.

Der Kapellmeister Josef *Limmer* wählte sich 1856 die *Zauberflöte* zum Benefiz. Doch war das Interesse, das man der Vorstellung entgegengebrachte, sehr gering. Die Kritik schrieb: „es geschah dem Kapellmeister recht; warum wählte er sich nicht eine Oper der neuen Klassiker? z. B. ein Werk von Verdi, deren es eine ganze Menge gibt . . . Sieht er denn nicht ein, dass Mozart mit seiner kindlich-einfältigen Musik den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genüge? Wer sollte auch bei der Liebesklage einer Sopransängerin gerührt sein, wenn solche nicht wenigstens von Bass-Bombarden begleitet wird. Wer glaubt heutzutage einer Rache-Arie ohne obligate Trommel und Tschinellen? . . .“

Auch der Vorstellung der *Zauberflöte* durch das Opernensemble des Direktors *Reinmann* unter der Leitung des Kapellmeisters *J. Fuchs* am 18. November 1865 wurde kein besonderes Interesse entgegengebracht. Ebenso hatte die Aufführung des *Don Juan* 1867 keinen Erfolg, was den mangelhaften Darbietungen der Truppe *Reinmann* zuzuschreiben war, wie dies auch die Kritik bestätigt, „Dem Orchester aber mag Vater Mozart im Himmel vergeben, was dasselbe an seinem *Don Juan* gesündigt . . .“

Die Kritik erhebt stets höhere Ansprüche und beurteilt die Opernvorstellungen immer strenger. Während der Direktion *Wilhelm Sasses* lesen wir in einer Kritik 1877 über die Aufführung der *Zauberflöte* folgendes: „Gestern wurde Mozarts *Zauberflöte* mit leidlichem Erfolg aufgeführt. Die mangelhafte Inszenierung, das Versagen des Chors, das stilllose, polizeiwidrige Kostüm einiger Chordamen, das Nichtkönnen der Rollen, usw. . . . Zu erwähnen ist die hervorragende

Leistung des Frl. *Komlóssy* und der Herren *Witte-Wild*, *Hajek*, *Schultze* und *Albert*“. Aus dieser Kritik kann ein klares Bild der damaligen Opernvorstellungen gewonnen werden. Wesentlich besser ist das Niveau der Opernvorstellungen 1887, unter der Direktion *Kments* und des Kapellmeisters *Albert Hartl*, die bemüht waren, möglichst vorbildliche Aufführungen zu bieten.

Die Opernvorstellungen der *Raul Emanuel*-Sängergarde 1899 sind bereits als zufriedenstellend zu betrachten; die hohen Ansprüche des Publikums, das mit der Entwicklung des Verkehrs immer mehr in der Welt herumkam, und auf seinen Auslandsreisen viel sah und hörte, waren nun eben nicht mehr leicht zu befriedigen. Da dem Kapellmeister ein verhältnismässig gutes Orchester und ein Chor mit je zwölf Damen und Herren zur Verfügung standen, waren sowohl Publikum, als auch Kritik nicht nur zufrieden, sondern einfach begeistert: „Das Orchester spielte vorzüglich, die Vorstellung war glänzend, die Sängergarde ausgezeichnet, Fräulein *Duce* als Mozartsängerin einfach unvergesslich“... Wo die Opern Mozarts ein so empfängliches Publikum hatten, wie in *Temesvar*, schätzte und spielte man gewiss auch seine übrigen Werke.

Wir gaben einen kurzen Überblick über die Aufnahme Mozarts in *Siebenbürgen* und im *Banat*. Wir sind stolz darauf, dass man den Werken des unsterblichen Meisters auch in dieser Südostecke *Ungarns* Verständnis entgegenbrachte.

MIT SHAKESPEARE IM SCHWARZWALD

VON LORENZ SZABÓ

Im Sommer 1938 reiste ich nach Deutschland auf Ferien, um auszu-ruhen. Meine „Ruhe“ bestand aus täglich zehn-zwölf Stunden dichterischer Arbeit. Ich hatte ein Lustspiel Shakespeares, das *As you like it*, ins Ungarische zu übertragen.

Allerdings ist dieser Sommer seitdem in ungeheure Ferne entrückt, fast aus dem Jahr gefallen. Ich hatte keine Musse, an meine Ferien zurückzudenken. Als aber das Nationaltheater die Erstaufführung dieses holden Märchenspiels für den 17. Dezember ansetzte, fiel mir doch die wundervolle Gegend ein, in der ich mich mit dem fertigzustellenden neuen ungarischen Texte abmühte, der romantische Wald, in dessen Lichtungen ich das Stück in allen seinen Partikelchen durchlebt hatte.

Das *Wie es euch gefällt* ist ein dramatisiertes Idyll. Idyllisch war auch die Umgebung, in der seine Gestalten unter meinen Fingern und meiner Feder auf dem Papier lebendig wurden. Das Werk wuchs, schoss hoch, blühte Wort um Wort, Zeile um Zeile langsam und von Tag zu Tag auf, wie vor mir die üppige Wiese und um mich herum der Jasmin. Ich war in Titisee, in 850 Meter Höhe, im Schwarzwald.

Gegen Ende Juli liess ich mich in dem kleinen, weltabgeschieden hinter einer Reihe von Bergen und Hügeln liegenden Kurort am Ufer des Titisees nieder. Gott sei Dank, brachen über den ganzen Schwarzwald glühende Hundstage herein. Wie in Budapest, laut den Briefen von daheim. Auf den sanften Hängen, auf den blumenübersäten Alpenwiesen war es jedoch, als weile dort noch der Mai: frisch, seidig glänzte das fette Gras, ein Meer gelber Margareten atmete erste Liebe, an den Spitzen der Äste und Zweige schossen, sich um die Wette drängend, Triebe, Knospen und Blätter hervor. In Berglandschaften ist die Vegetation um ein bis andert-halb Monate jünger als drunten im Flachland. In dem kurzen Sommer ist das Pflanzenleben dann umso üppiger. Ich sagte bereits, dass sich der Jasmin erschloss. Auch der Holunder, der süsse, berauschende, schirm-förmige Holunder, der bei uns zu Lande um diese Zeit schon verblüht.

In dieser idyllischen Welt machte ich mich an das Shakespearische Idyll. Etwas hatte ich auch früher schon daran gearbeitet. Es gab Zeilen, Szenen, die mich durch die ganze Ostmark begleitet hatten. Zwischen den Bergen Tirols hatte mein Zug auf englische Jamben gerattert und im Salon des kleinen Bodenseedampfers waren die Landschaften des drei-hundertjährigen Textes mit den Ufern, den Sehenswürdigkeiten Lindaus und Meersburgs in ein Lichtbild zusammengefloßen. Doch erst in Titisee

ward das Erlebnis des Ineinanderspielens von Dichtung und Wirklichkeit vollständig und bleibend.

Alltäglich nach dem Frühstück liess der Portier das kleine Tischchen und den Rohrsessel auf eine der Bergwiesen hinausstellen; den mächtigen schwarzen Band Shakespeare, die Wörterbücher und den erforderlichen philologischen Apparat schleppte ich selbst nach. Man hatte nicht weit zu gehen, hundertfünfzig—zweihundert Schritte und schon war man im Wald, der mit seinen parallel-vertikalen Fichten und seiner stummen Düsterkeit den blau-grün-goldenen Lichtungen einen ebenso anziehenden, wie unheimlichen Rahmen gab. Zu meiner Arbeitsstelle sickerte höchstens als fernes, gedämpftes Tonspiel die Lockung des Badelebens herein: Sendboten des jauchzenden, kreischenden Strand und Sees, den Motor- und Segelboote fröhlich durchschnitten. Grashüpfer, Eidechsen, Schnecken und Käfer schwelgten und faulenzten zu meinen Füßen, mein Körper wurde von dichten Strahlen gesegnet, schweren und starken Sonnenscheins beinahe auch innen durchglänzt, erhellt. Ich sehnte mich nach der menschlichen Welt, fühlte mich indes in der Arbeit irgendwie als glücklicher Verbannter, so wie in *Wie es euch gefällt* der ältere Herzog, zu dessen Monolog ich gerade in diesen Tagen gelangt war. Ich genoss jedes seiner Worte, suchte und fand in meinem eigenen Leben Parallelen dazu. Der zweite Aufzug spielt im Ardenner Wald (nicht weit von Titisee, jenseits des Rheins), dort erscheint der Herzog zum erstenmal auf der Bühne; ich gab im Schwarzwald (nicht weit diesseits des Rheins) begeistert seine Worte wieder:

Nun, liebe Bannesbrüder und Gefährten,
Macht nicht Gewohnheit süsser dieses Leben,
Als das gemalten Poms? Sind diese Wälder
Nicht sorgenfreier als der falsche Hof?
Wir fühlen hier die Busse Adams nur,
Der Jahreszeiten Wechsel; so den eis'gen Zahn
Und böses Schelten von des Winters Sturm.
Doch wenn er beisst und auf den Leib mir bläst,
Bis ich vor Kälte schaud're, sag ich lächelnd:
Dies ist nicht Schmeichelei; Ratgeber sind's,
Die fühlbar mir bezeugen, wer ich bin!...*

Der gute Herzog denkt nur an den Winter zurück, aber die Vorstellungskraft war bereits in Schwung gekommen und mit dem Verbannten spürte auch ich die grimmige Kälte, obgleich der Dichter für den weiteren Verlauf den Sommer wählte und in Titisee der wirkliche Sommer um den Übersetzer weiter flammte.

Allmählich ging es dem August zu. Ich arbeitete ununterbrochen von früh bis abends. Zuweilen selbst abends in der Schwemme. Die edle Gesellschaft des Märchenspiels mehrte sich stets: den heimgebliebenen bösen Herzog Friedrich verliess infolge nichtswürdiger Intrigen bereits

* Nach der Übersetzung A. W. Schlegels.

auch seine Tochter Celia, um ihrer Muhme, der zu den Verbannten flüchtenden Rosalinde — Shakespeares lieblichster Frauengestalt — zu folgen. Schritthaltend mit ihnen mehrten sich in meinem Manuskript die vollgeschriebenen Seiten, und als die als Mann verkleidete Herzogstochter im Ardenner Wald eintraf, begann auch ich auf viertel und halbe Stunden in meiner eigenen Wildnis umherzustreifen. Tisch und Bücher liess ich auf der sonnigen Berghalde in der Hut von Grashüpfern und Schnecken zurück, und während im grossen Wörterbuch höchstens der neugierige Wind blätterte, bangte mir in dem sonnenlosen, vogellosen Tann davor, dass vielleicht doch von irgendwoher das Märchen-Einhorn hervorbrechen wird. Lebenden Masten gleich strebten die ungeheuren Fichtenstämme himmelwärts. Entluden sich Wolken über uns, so zerstob an ihren Wipfeln in sechs Stockwerken Höhe der Regen. Kein Sonnenstrahl bricht hier durch das Dunkel der Föhrenwälder. Hin und wieder blieb ich stehen, horchte. Zu meinen Füßen leuchteten weisse Pilze, im übrigen dämmerte der Boden nur, wie der Grund des Meeres. Dann surrte hie und da eine Fichtennadel durch die Stille; beim Niederfallen gab es beinahe einen Klang, falls sie nicht etwa von einem Spinnennetz aufgefangen wurde, das sich weich und grau im Gewirr der trockenen Zweige wiegte.

Die Unbeweglichkeit, das Halbdunkel der Verästelungen solcher Wälder ist ein schwerer Zauber. Wahrhaftig eine Meeresgrundstimmung! Welch seltsame Flechten, zerrissene Flechtenfetzen, Flechtenfransen sah ich auf diesen kahlen, für Riesenkinder geeigneten Weihnachtsbäumen! Immer wieder glitten meine Sohlen auf dem matratzenartig elastischen Boden, auf Millionen abgefallener Nadeln.

Auf dem Rückweg, als die tausendfüssige Wildnis sich bereits zu lichten begann, glomm von der Höhe da und dort in das Dunkel des Waldes der Sommer herein, dann zwitscherte der erste Vogel auf, von irgendwoher flatterte ein Schmetterling herbei, eine Kuhglocke erklang, und als ich aus dem rauhen Märchen heraustrat: sonnte sich vor mir die bekannte Bergwiese, das Meer der gelben Margareten, der blau-goldene Himmel. Um mein Tischchen und die Bücher herum schoben sanfte Kühe, und ich machte mich nach der halbstündigen Ruhepause wieder an die Arbeit. So ging es wochenlang. Ausser mit Shakespeares Gestalten verkehrte ich fast mit niemandem. Höchstens mit meinem Vorgänger in der Übersetzung, der gequält sprach, sobald er sich reimloser Jamben oder gar gereimter Zeilen zu bedienen hatte und sofort den Nagel auf den Kopf traf, sobald es zur Prosa kam. Jedenfalls bin ich sein Schuldner und gedenke seiner mit dankbarer Ehrerbietung.

Dreiundzwanzig Tage arbeitete ich. Später verbarg ich mich gewöhnlich an einem Plätzchen zwischen Hotel und Seeufer, die zwei Meter hohen Taxushecken der Parkanlagen schlossen mich gütig von der Welt ab. Von Zeit zu Zeit wurde ich durch den unsichtbar zwischen Laubwerk versteckten Rundfunkapparat mit leiser Feenmusik überrascht. Just so sang

auch der Wald in *Wie es euch gefällt*: Verse spriessen an seinen Zweigen, Lieder erklingen aus seinen Lichtungen.

Ein bedeutsames Ereignis in meiner Einsamkeit war, dass auch der Hofnarr bei den Verbannten eintraf. Bekanntlich ist ein Shakespearischer Narr stets viel wert; nun erst wenn er in seinem Lästern der Welt so vortrefflich mit einem ernstem pessimistischen Philosophen zusammen arbeitet, wie im Stück der Narr Probstein mit dem „melancholischen Jaques“.

Dieser „melancholische Jaques“ ist der Dichter, Shakespeare selbst, in dem bei der Abfassung des heiteren *Wie es euch gefällt* im Sommer 1599 schon längst die bittere Ideologie, jene düstere Kritik der Gesellschaft glühte, die später in der Lyrik Timons zu einer so verheerenden Feuersbrunst loderte. Amseln, Meisen und Eichhörnchen sind meine Zeugen, mit welchem Entzücken ich die ungarischen Worte in jener Hamletschen grossen Ansprache aneinanderfügte, in der es heisst:

Die ganze Welt ist Bühne
Und alle Frau'n und Männer blosse Spieler,
Sie treten auf und gehen wieder ab.
Sein Leben lang spielt einer manche Rollen
Durch sieben Akte hin. Zuerst...

Doch nein, ich führe diesen berühmten Teil nicht weiter an, diese schmerzvolle und überlegene Zusammenfassung der sieben Stationen des menschlichen Schicksals von der Wiege bis zum „letzten Akt“ mit dem „die seltsam wechselnde Geschichte“, die „zweite Kindheit, gänzliches Vergessen, ohn' Aug, ohn' Zahn, ohne Geschmack, ohn' alles“ schliesst. Leset es im Buch, höret es von der Bühne. Durch einen solchen dichterischen Pessimismus wird man wundersam erfrischt: wir haben die Empfindung, als hätten wir damit unsere Feinde entlarvt und würden an etwas wie einer metaphysischen Macht ein wenig Rache nehmen. Gerne hätte ich die Zeilen jemandem gezeigt, vorgelesen; aber ich war Ungar, der einzige Ungar unter den vielen-vielen fremden Gästen. Schliesslich habe ich die berühmten dreissig-vierzig Zeilen abgeschrieben und einem meiner Freunde in einem Brief zugeschickt.

Als seine Antwort eintraf, wurden in meinem grünen Seeufer-Versteck bereits die Lieder der Jagdgesellschaft des Herzogs fertig. Die erste Strophe des einen lautet:

Unter des Laubdachs Hut
Wer gerne mit mir ruht,
Und stimmt der Kehle Klang
Zu lust'ger Vögel Sang:
Komm geschwinde, geschwinde, geschwinde!
Hier nagt und sticht
Kein Feind ihn nicht,
Als Wetter, Regen und Winde.

Ich erinnere mich, von Freiburg her kreisten Flugzeuge über mir, vielleicht hatte schon der tschechisch-deutsche Sturm in der Ferne zu dröhnen begonnen, nur ich wusste noch nichts davon, als die Reihe an das zweite Waldlied kam:

Stürm, stürm, du Winterwind!
Du bist nicht falsch gesinnt,
Wie Menschen-Undank ist.
Dein Zahn nagt nicht so sehr,
Weil man nicht weiss, woher,
Wiewohl du heftig bist.
Heisa! singt heisa, den grünenden Bäumen,
Die Freundschaft ist falsch und die Liebe nur Träumen.
Drum heisa, den Bäumen!
Den lustigen Räumen!
Frier, frier, du Himmelsgrimm!
Du beissest nicht so schlimm
Als Wohltat nicht erkannt;
Erstarrst du gleich die Flut,
Viel schärfer sticht das Blut
Ein Freund, von uns gewandt,
Heisa! singt heisa, den grünenden Bäumen!
Die Freundschaft ist falsch und die Liebe nur Träumen.
Drum heisa, den Bäumen!
Den lustigen Räumen!

Nun ja, die Shakespearische Heiterkeit ist von bitterer Süsse. Doch rasch wird es in der Welt wieder heller. Im dritten Aufzug treffen die Herzogstöchter mit den schon früher Verbannten wieder zusammen, und es beginnt Rosalindes zauberisches Maskenspiel mit dem verliebten Orlando. Ein Regenbogen leuchtet nicht in so vielen Farben wie dieses Mädchen. Um ihre Liebe klingt, singt, summt verliebt der ganze Wald, in die berauschten und keuschen Szenen fügt Probestein, der prächtige Narr, groteske Bocksprünge mit seiner derben irdischen Fee ein und unversehens führt der Dichter aus dem Liebeslabyrinth des dritten und vierten Aufzuges schliesslich nicht weniger als vier verlobte Paare Hand in Hand dem glücklichen Ende zu, das nach dem uralten Gebot der Märchen und Idylle auch für den guten Herzog den glücklichen politischen Ausgang bringt.

Nur der „melancholische Jaques“ bleibt abseits von der allgemeinen Heiterkeit. Schon bisher hatte Shakespeare selbst aus ihm gesprochen, auch jetzt lässt er denen, die er zum Lachen gebracht, durch ihn sagen: „Seid denn guter Dinge, ich bin für andres als für Tänzersprünge“. „Zu keiner Lustbarkeit“, — wehrt der abschiednehmende Philosoph die Bitte seines herzoglichen Freundes ab — „habt Ihr Befehle, so schickt sie mir in die verlassne Höhle“.

Ich habe Gang und Stimmung des Märchens nur fragmentarisch gezeichnet. Das dichterische Werk, an dem ich arbeitete, baute sich auf, run-

dete sich und kam zum Abschluss; und in dem Masse, wie es wuchs, kürzte, verschlang, vernichtete es meine Zeit, meinen Urlaub. Von den täglich gestohlenen Viertel- und Halbstunden abgesehen, lebte ich nicht in Titisee, sondern in dem anderen Walde, im Ardennen-Idyll. Die geistige Landschaft, die geträumte Geschichte überzog, bedeckte den Schwarzwald.

Wie erhaben die Aufgabe auch ist, dem grossen Dichter der Menschheit zu dienen, so hatte ich doch das Gefühl, dass dieser Shakespeare mich jetzt um etwas bringt. Er hat mir meinen ganzen Sommer geraubt. Ich freute mich, dass ich so schön mit dem neuen ungarischen Text vorwärtskam und war dennoch erbittert. Ich konnte kaum erwarten, aus der Gefangenschaft der Buchstaben und Vorstellungen loszukommen. Wie mochte wohl die Welt ohne Verse aussehen? Ich lechzte nach dem um mich herumtollenden sorglosen, gesunden Leben, wie vielleicht noch niemals nach etwas. Gegen Ende der Übersetzung machte ich am unteren Rande eines jeden Blattes ungeduldig Prozentrechnungen: wieviel Zeilen sind fertig, wieviel sind noch übrig? Bei achtzig vom Hundert empfand ich die Aufregung des Schiffers, der einen Streifen Festlands am Horizont erblickt. Bei neunzig winkte ich bereits dem Ufer. Bei fünfundneunzig spann ich Pläne, auf welche Weise ich meine übrigbleibende Zeit im Schwarzwald so richtig geniessen werde. Und als ich eines Nachmittags, gegen drei Uhr, unter den fünften Aufzug das Wort „Vorhang“ hinschnörkelte, fühlte ich mich so leicht, wie ein flügeltrunkener Schmetterling, der geradewegs in den Himmel fliegt.

Ich telegraphierte das Ereignis nachhause und ging daran, mich zu zerstreuen. „Heisa den Bäumen, den lustigen Räumen!“ Jetzt sang, sonnte, schwamm, scherzte, tanzte und hofierte der gleissende Bergsommer mit seinem blendenden Repertoire schon wirklich mir. Ich begab mich zum Strand, betrachtete die auf den Wellen reitenden schönen Frauen, jauste in grosser Gesellschaft, lauschte der Tanzmusik, löste eine Karte zu der weltstädtische Sensationen verheissenden Kabarettvorstellung. Goldige Menschen umgaben mich. Sie liebten mich, allein darum, weil ich Ungar bin.

Ich wurde immer trauriger und trauriger. Ich fand meinen Platz nicht. Bekam Seekrankheit auf dem Festland. Als es Abend wurde, langweilte ich mich bereits tödlich. Es fehlte das, wovor mir gegraut hatte: die Arbeit und die Dichtung.

Vier Wochen Shakespeare hatten mich so vergiftet, dass ich nach ihnen die herrlichste Wirklichkeit nicht ertrug.

Am nächsten Tag reiste ich von Titisee ab.

UNGARNWEINE

VON ALEXANDER MÁRAI

Der Wein ist Männersache. Wollen wir über ihn plaudern, so soll es ganz still geschehen. Am besten bei einem Gläschen Wein.

Auf meine alten Tage möchte ich einen Weinkeller, das steht einmal fest. Nichts anderes will ich vom Leben. Nicht weit von meinem Heim soll der Weinkeller liegen, — selbst den Platz habe ich mir bereits ausersehen. Tag-täglich gehe ich zu Fuss hinaus, und meine grösste Sorge soll sein, dass meine nächste Umwelt, Weinbauer, Weingärtner und Besitzer von Obstgärten von meinem städtischen Vorleben nichts erfahren. Ist mir das Schicksal hold, so werden mich die ehrbaren Leute, wenn ich etwa siebzig bin, für ihresgleichen halten: für einen biederen, rechtschaffenen Mann, das heisst, für einen Weinbauer, für einen, der weiss, wo er sterben soll. Denn es gibt keinen schöneren Tod, als unter einem Nussbaum vor dem Weinkeller, im Herbst, unmittelbar nach der Weinlese, wenn der junge Wein bereits in den Fässern schlummert und gärt, die Nüsse von den Bäumen geschlagen sind und die Kraft der Sonne noch mild ist, wie die Liebe eines alten Mannes. Hier sitze ich dann auf einer Bank, mit dem Rücken der Kellerwand zugekehrt, wo meine Weine ruhen, die Ellbogen auf den bockfüssigen Tisch gestützt. Tief unten vor mir liegt Csepel und in der Ferne das grosse ungarische Tiefland. Nunmehr lese ich nur Bücher, die tausend Jahre alt sind und trinke fünfjährigen Schomlauer dazu. So erwarte ich den Tod.

Bis dahin denke ich zuweilen an meinen Keller: wie wird er wohl sein? Zwanzig Fässer Wein sollen in Reih und Glied in seiner gewölbten Tiefe stehen; auf das Daubenholz der Fässer schreibe ich mit Kreide Jahrgänge und Namen. Dass ich drei Fässer Riesling besitzen werde, ist einmal sicher. Ist doch der Riesling unter den Weinen dasselbe, was die Gemeinplätze in unserem Denken sind: sie verbinden den tieferen Sinn der menschlichen Dinge miteinander. Ungar, fürchte dich nicht vor Gemeinplätzen! Eine selbstbewahrende Kraft entströmt ihnen.

Einen Riesling wird's geben, der nicht sehr alt ist, so einen italienischen von drei-vier Jahren, dessen Glätte an den lateinischen Geist und den Hochstand pannonischer Rebenkultur gemahnt. Der Riesling enttäuscht den Ungarn nur selten. Weit und breit im Lande werden wohl auch schlechte Weine ausgeschenkt, doch hat der ungarische Riesling, den man den „Italienischen“ nennt, etwas heimisch-vertrautes an sich; man trinkt ihn, wie man mit Verwandten redet. Es gibt eine Art von ihm, die ich als Flaschenwein kennen lernte: der rheinische Riesling des verstorbenen Fürsten *Festetich*

aus seinem Weingarten in Diás. Man hält ihn nicht mehr feil, und wenn, dann nur in Flaschen gefüllt, als Seltenheit. Eine Zeit war dies der edelste ungarische Weisswein, dem nur der Schomlauer zu vergleichen war. Dieser rheinische Riesling des Fürsten Festetich hatte lichtgrüne Farbe und einen Duft, wie der sehr alte französische *chablis*. Er hatte eine Eigenart, die sowohl im Wein als auch bei den Menschen ungemein selten ist und immer mehr aus der Welt schwindet: er hatte einen *cachet*, war eine Persönlichkeit, die ein Siegel an sich trägt. Doch begegnet man diesem Phänomen kaum mehr, an seine Stelle treten gute Typenweine und Typenmenschen. Der Riesling war in Ungarn dasselbe, was die Franzosen im allgemeinen ohne nähere Bezeichnung der Art einfach „Weisswein“ nannten. Dieses gewisse Glas Wein, das man in den Gasthäusern ungebeten vor den Gast setzte, das wie unser tägliches Brot ist: jedem gehörig und zuverlässig. Sollte es in Ungarn auch um den Riesling schlecht bestellt sein, so will ich nicht mehr leben.

Mein Keller soll tief sein. Aus Ödenburg lasse ich mir einen Kranz gewürzter Wurst bringen, von jenem Selcher, der in einer Nebengasse der Grabenrunde den „Landjäger“ eigenhändig herstellt. Auch Schinken und Kren soll immer vorrätig sein, ein Flaschenkürbis und einige Massflaschen für Gäste. Die Massflasche ist das alte Mass, das unsere Grossväter gebrauchten; sie nimmt anderthalb Liter auf, und jeder Ungar, der das Mannesalter erreicht hatte, stellte allabendlich seine Portion Wein, eine Massflasche, neben sein Abendbrot. Vor einem Menschenalter leerte auch jeder anständige Mann die mit Sandwein oder Badacsonyer gefüllte Massflasche bis auf den Grund. Ganz anders verhielt sich die Sache in der Umgebung meiner Geburtsstadt Kaschau, wo die Herren natürlich Szomorodner tranken. Doch nicht nur die Herren, auch die Fuhrleute der Jahrmärkte im Weinschank „Zum goldenen Traum“. Den Szomorodner trank man freilich glasweise, nur die Polen tranken gerne über den Durst, als ob der Szomorodner den Durst stillen würde! Vorsichtig und klug genoss der Ungar nur den Tafelwein. Zu diesen gehörten alle Weinsorten zwischen Riesling und Silwaner, von denen man am nächsten Morgen mit nüchternem Kopfe erwacht. Géza von Szüllő erzählte mir, dass diese Benennung noch von der Tafel des jungen *Franz Josef* stammt. Er war der erste unter den österreichischen Kaisern und ungarischen Königen, der — mit weiser Menschenkenntnis — die Weisung gab, bei vertraulichen Mahlzeiten vor den Gast eine Flasche leichten Weines zu stellen, von dem er ganz nach Belieben trinken konnte, sich selbst einschenkend, denn nur die feineren, schweren Weine wurden von den Lakaien in Römern dargereicht. „Tafelweine“ nannte man somit in der Monarchie jene Weinsorten, die der Gast an der königlichen Tafel ganz nach Geschmack und Bedürfnis genoss. Als Franz Josef diese Weisung gab, kannte er wahrscheinlich die Weine nicht, umso besser aber die Menschen.

Und weil ich die betrunkenen Leute ebensowenig vertrage, wie die Zimperlichen, die immer heiklich tun und Mineralwasser zu ihrem Wein

giessen — wie lange und warum willst du so vorsichtig leben, mein betrübter Freund? — nehme ich mir einen alten schwäbischen Schenk-
burschen, der mir die Herstellung des Spritzers für meine Gäste beibringen
soll. Denn wohlgemerkt: Sodawasser ist kein Mineralwasser! Gewiss ist
Sodawasser Zivilisation, doch bedurfte es der Findigkeit von Generationen
und Jahrhunderten, bis der Ungar diese Entdeckung machte und die Her-
stellung des Spritzers erlernte. Denn der Spritzer ist das Geheimnis des
langen Lebens. So sonderbar es auch klingen mag, ist es dennoch wahr,
dass man zu Hause keinen Spritzer herstellen kann. Vergebens kannst du
dein Pensum tadellos, vergebens kaufst du die dazu gehörigen Gläser, misst
zwei Dezi Wein, giesst mit bedenklicher Sorgfalt ein Dezi Sodawasser
hinzu: die Formel des Spritzers kennt nur der berufsmässige Schenk-
bursche. Und als der Ungar dieses wunderbar vorsichtige und weise Getränk erfand,
das gerade genug Wein enthält, um die Vorstellungskraft des Trinkenden
zu erregen, zugleich aber mild genug ist, um den edlen Organen keinen
Schaden zuzufügen, legte er das Zeugnis einer tiefen Lebenserfahrung ab.
Dagegen ist das Mineralwasser ein klägliches Ding: es beraubt den Wein
seines Charakters; durch das Sodawasser aber ändert sich der Duft des
Badacsonyers oder des Erlauer Weissweines in keiner Weise und die vor-
sichtig-kluge Proportion des Spritzers, die auf einer Praxis von Jahrhun-
derten beruht, bewahrt den Ungarn vor allerlei Übermut. Wie gesagt: ein
Laië kann keinen richtigen Spritzer mischen. Viel eher lässt sich das
Geheimnis anderer Mischungen abgucken, als die Herstellung eines
Spritzers erlernen. Wie der brave Schenk-
bursche mit der einen Hand Wein
in die Dreideziflasche giesst, mit der anderen die entsprechende Menge
Sodawasser hinzutut: das ist das Geheimnis, das nur der Fachmann kennt.
Mancher Wirtshausgänger in Ungarn bleibe zu Hause, wenn die Kunst der
Spritzerherstellung auch Laien zugänglich wäre. Dies aber ist leider un-
möglich.

Daher halte ich einen alten Schenk-
burschen, mit dem ich dann im
Frühjahr die Fässer untersuche. Auch Erlauer „Bikavér“ wird's bei mir
geben. Nicht viel, nicht in Fässern, nur in strohumflochtenen Flaschen.
Alle Ehre und Achtung diesem schweren Rotwein, aber nur von ferne! Eine
abgründige Leidenschaft lebt in ihm. Zwei Sorten dieses Weines sind mir
bekannt: eine süssere-mildere und eine andere dickflüssige, herbe. Dies ist
der echte „Bikavér“. Der Erlauer Wirt reicht mir, wenn ich manchmal
nach Erlau fahre, von dieser Sorte. Fremden schenkt er nicht davon, weil
er selbst in den Kellern von Erlau selten ist. Dieser herbe Rotwein frisst
sich einem beängstigend tief in das Mark ein. Er durchwühlt förmlich den
Urstoff der menschlichen Seele, nach drei Dezi schwirren mir bereits portu-
giesische Wörter durch den Kopf und alle vergessene lateinische Verbal-
präfixe fallen mir ein. Er scheint uns auch zu einer chinesischen Weisheit
erziehen zu wollen. Als ob er uns zuflüsterte: „Alles ist schön, doch alles ist
vergänglich! Bleibe ruhig, Mensch!“ Ganz anders verhält sich die Sache
mit dem Schomlauer. Schon sein Name gibt zu Begriffsverwirrungen An-

lass. „Somlai“ nennen ihn die einen, „Somlyói“ die anderen, doch ist dies unrichtig, sein ehrlicher Name ist „Somlóí“. Wie alte, im Aussterben begriffene Geschlechter, verdient auch dieser Wein, dass man seinen Namen richtig ausspreche. Er ist der Fürst der ungarischen Weine. Ganz eng ist das Gebiet, wo er angebaut wird und auch dort nicht mehr lange: dieser Wein ist müde, allmählich stirbt die Sorte in den Weingärten ganz aus. Der Duft des Schomlauer ist dem des weissen Burgunders gleich, doch viel edler. Er hat eine Sorte, den man „Goldenes Feuer“ nennt und der in der Tat aus Gold und aus Feuer gemengt zu sein scheint. Dieser Wein redet einem zu. „Lebe!“ — spricht er. Er sagt nur dieses einzige Wort, doch mit einer überzeugenden Kraft, wie die alten lateinischen Dichtungen die grossen Lehren. Was dieser Wein wohl an Sonnenschein und Frühlingsdüften in sich aufgesogen hat! Die Säfte der Erde und ihre geheimnisvollen Kräfte, das Feuer der Sonne, die Weisheit vieler Herbste, die in Nebel gehüllt einander folgten, die geheimnisvollen Destillate aus der Zauberküche der Natur, all dies wurde zu goldiger Abgeklärtheit in diesem sonderbaren Wein, dem nur ein einziger in der Welt gleicht: der *Pouilly Fumée*, dieser nach Rauch schmeckende Burgunder. Der Geist dieser beiden Weine ist gleich: sie sind nicht Nebenbuhler, sondern Geschwister feurigen Geistes. Denn der Wein hat nicht nur Geschmack, Duft und Alkoholgehalt, sondern vor allem auch eine Seele. Als ob das Volk, das ihn anbaut und trinkt, von den Geheimnissen der eigenen Seele etwas auch in seine Weine übertragen hätte. Im Schomlauer leben die wertvollsten Eigenschaften des Ungartums: morgenländische Weisheit und abendländische Bildung. Etwas aus der Gelassenheit Asiens und der Neugierde Europas steckt in ihm. Dies gibt die beste Mischung, in Menschen sowohl als auch in Weinen.

Zur Weinlese lade ich Gäste, die keine Musik haben wollen, von Politik nichts verstehen und stillschweigend unter dem Nussbaum sitzen können. Was soll ich ihnen geben? ... Schinken mit Kren, das versteht sich von selbst, Bratkartoffel und weissen Liptauer, jenen berühmten aus Rozsnyó in Holzfässchen, ohne Paprika und Sardellen. Erfahrung und Überredungskunst eines ganzen Lebens reichen nicht hin, um meine Mitmenschen zu überzeugen, dass der Liptauer in seinem natürlichen Zustand der beste Weinbeisser ist und dass es einfach eine Sünde sei, etwas, was die Natur an sich so vollkommen gestaltet hat, wie den Liptauer, durch Zwiebel, Senf und Paprika zu entstellen. Zu dem reinen Wein gehört ein einfacher Imbiss, das wussten bereits die Chinesen, die eigentlich keine Weintrinker sind, lassen sich doch die Unglückseligen den Rebenwein aus Turkestan bringen.

Habe ich meinen Keller, so wird man in Soroksár gewiss wieder Weissbrot backen und den gekochten Speck lasse ich mir zur Weinlese aus der Batschka schicken. So werden wir an einem strahlenden Herbstnachmittag vor der eisernen Tür meines Kellers auf der langen Bank sitzen. Mit dem Taschenmesser in der Hand, denn Herren benützen bei vertraulichem Mahle kein fremdes Esszeug: vor uns die Zweidezigräser, in der Tiefe die

aus wallenden Herbstnebeln hervortretende heimatliche Landschaft. Und schweigen werden wir . . .

Hinter uns in der Tiefe des Kellers brummen die Fässer, in denen der Riesling, Schomlauer, Silwaner, Badacsonyer, der hellgelbe Messwein der Zirzer Geistlichen, der Wein der Piaristen aus dem Weinberg von Dörgicse und das milde Gewächs des ungarischen Sandbodens, der ewig-vertraute Gefährte heller Sommerabende, der freundliche Kadar ruht, eigentlich kein richtiger Wein, aber ein mildes, erquickendes Getränk. Die Weine leben und gären im Keller, dicke Wespen summen im Laub der Nussbäume umher und tief unten in der Ferne schwimmt ein Schiff auf der Donau, bringt und trägt Waren zwischen befreundeten Völkern einer befriedeten Welt auf der ewigen Landstrasse der Völker. Eben wuschen sich singende Mädchen in den Weingärten Pannoniens die weissen Füsse. Wir werden alle alt sein, ich, der Inhaber des Kellers ebenso, wie meine Gäste. Über Literatur soll nur dann gesprochen werden, wenn sie wenigstens tausend Jahre alt ist, über den Wein, wenn er wenigstens fünf Jahre zählt. Wir sinnen nicht mehr auf Rache und haben selbst jene vergessen, denen wir einmal verzeihen wollten. Wir betrachten die Landschaft, schluckweise trinken wir den Wein und vorsichtig fallen ungarische Worte, die so alt sind, wie die Landschaft um uns. Der Wein verträgt den gesprächigen Gast nicht, das ist eine alte Erfahrung. Doch auch der gesprächige Gast, dem noch alles Eitle der Welt wichtig ist, verträgt den Wein nicht. Diesem Augenblick wollen wir uns hingeben. Was ich bis dahin tue, ist nur Vorbereitung, die ich sehr gering schätze. Alle werden wir weise sein und einem uralten Opferbrauch huldigend aus dem ersten Glas Wein einen Schluck auch auf die Erde giessen. Erscheint der erste Stern, so schliessen wir die eiserne Tür des Kellers mit dem Schlüssel und machen uns auf einen kurzen Stock gestützt auf den Heimweg. Kühl sind die Nächte. Unsere Schatten verschwinden im Zauber der Oktobernacht. Ob wir lebten oder nicht, — ist es überhaupt wichtig? Wir werden weise sein, wie der Wein, den wir tranken und achselzuckend über das Urteil der Nachwelt sprechen. Denn die Tiefe aller Weisheit, die der Ungar aus dem Wein seines Bodens und der Bildung schöpft, besteht eben darin, das Leben zu lieben und sich nicht um das Urteil der Welt kümmern. Alles andere ist leerer Schall.

REKRUTEN

GYULA ILLYÉS

*Der Mutter einen Kuss, dem Freund den Gruss
und dir mein Lieb ein langes Ästchen Rosmaring,
dann wie es sich geziemt: Schnee auf den Feldern
Wein, Licht, Musik
und draussen Schlag der Hufe auf der harten Erde.*

*Dann auf Kameraden zum nächtlichen Tanz
umschlungen zum Quäken des Dudelsacks hüpfend
bis der scharfe Schlag der Kirchenuhr fällt
auf die Gegend, das Haus
und das Mädchen, das wir nimmer sehen werden.*

*Uns ist's Recht, darum in den Sattel, im scharfen Trab
durch die Strassen, die Nacht vergessend —
der Hahn wird krähen, Backofen glühen,
Brotduft steigt — dann
draussen im freien Felde
Galopp durch den nordischen Schnee!*

*Das soll von Vater, Mutter und der Geliebten unser Abschied sein,
auf zum Sang! So wird auch eines Tages
wenn unser toter Name ausgesprochen,
die Mutter zwischen Tränen lächelnd sagen:
Ach die Armen,
wie sie im Schnee tanzten, wie sie sich freuten...*

Übersetzt von Tibor Podmaniczky

WINTER IN SIEBENBÜRGEN

LADISLAUS TOMPA

Der Winter drückt mit grässlichem Gewicht den Grund!
Die Bäume selbst die Last nur ächzend tragen.
Die Häuser scheinen auch niederzubrechen;
Doch trotzdem stehen sie und warten auf den Lenz,
Bis Schnee zerstäubend um Budvár herum
Des Schicksals Stürme stieben... In der eilend
Fallenden Dämmerung geheime Schatten
Sich schleichend drücken vom Gebüsch zum Busch...
Und Berg und Wald wird Immerhaus der Märchen.
Die Nächsten, alle diese Schwergeprüften,
Sie hören jetzt in ihren Hütten nachtlang
Wie irgendein urhässlicher Gebirgswolf
Auf einem Felsenzinken sitzend heult.
Ich horche und ich hör es auch und weiss, dass unterdess
In irgendwelcher unfähiger Ärzte Händen
Nach Luft schnappt der Gedanke, ungeboren,
Während die unbewussten Millionen
Ganz kopflos rennen, ihren Durst zu löschen.
Glanz fliesst auf sie von grossen Häuserwundern;
In klappernd roter Mühlen wirrem Treiben
Spielt Jonny auf und Josephine tanzt...

Zeitweis erzuckt in mir der mächtige Wunsch:
Wieder zu waten in des Daseins rascher Strömung,
Mein Leben möge wieder pulsieren
Mit der Grosstädte pulsierendem Leben —
Dort hab' ich Freunde auch, die heut-berühmten!
Doch sofort fühle ich, es hält mich etwas.
Was ist's? Ich weiss es nicht. Doch es ist stark!
Ich denke oft: es sind die Meinen... Sorgenlast...
Es kann auch andres sein... Genug, ich bleibe hier,
Die Sterne fragend: ob der Frühling endlich kommt?
Bis Schnee zerstäubend um Budvár herum
Des Schicksals Stürme stieben... auf den Felsen
Die Wölfe heulen — und mit den Nächsten mich
Die Winterzeit ganz unlösbar umfasst!

Übersetzt von Árpád Guillaume

DAS KIND WOLLTE SPIELEN . . .

LADISLAUS MÉCS

Es lief der Zug mit eintöniger Eile,
das Kind im Abteil hatte Langeweile.
Das Frühlingsbächlein drängte nach den Seilen,
der Bach schwoll an, das Kind — es wollte spielen.

Das Kind wollte in einen Spiegel schau
und lachte auf die Mutter voll Vertraun.
Vom Mutterantlitz kam kein Widerschein,
nur Traurigkeit. Der Spiegel war nicht rein.

Das Kind wollte in einen Spiegel schau
und lachte dem Bankier zu voll Vertraun.
Doch auf dem Antlitz lag statt Widerschein
ein Börsenkurs. Der Spiegel war nicht rein.

Das Kind wollte in einen Spiegel sehn.
Verliebte Menschen sind verschlossene Seen.
Sie sahen nur einander. Ihren Schein
umwölkte Lust. Der Spiegel war nicht rein.

Des Kindes Augen suchten immer noch.
Jetzt gar den Schaffner, der nach Branntwein roch.
Es lächelte. Doch jener Mann war weit:
Im Dienst ums Brot. Er hatte keine Zeit.

Das Kind wollte in einen Spiegel schau
und lächelte auch mir zu voll Vertraun.
Ich spiegelte die blauen Sterne wider,
umkostete sie. Es tönten Engellieder.

Oh, ich hab Zeit. Mich schert nicht Brot, nicht Geld,
Der liebe Honig fehlt aus meiner Welt.
Und schieb ich vor die Sünden einen Riegel,
wird kindesrein mein Antlitz, klar der Spiegel.

Ich bin der Spiegel, der das Lachen spiegelt.
Ich lebe lächelnd, Lächeln widerspiegelnd:
das Lächeln der Blumen, der Falter, der Bäume,
der Wölfe und Lämmer, der Wolken und Träume,

der Reichen und Armen, der Sonne und Sterne,
des Leides, der Freude, der Nähe und Ferne,
ich spiegle die Rosen, das Kreuz und das Glück —
ich strahle auch Gottes Lächeln zurück.

Übersetzt von Rudolf Becht

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

DIE DANAI DEN

MICHAEL BABITS

Tief im stillen Orkuslande, windhauchlosem Orkuslande,
in der Asphodelen Pracht, wo Asphodelen sich nicht
regen, Totenbäume sich neigen, nie vom Mohnkelch
Blätter fallen, weil der Wind dort eingeschlummert,
schläft in Asphodelos Beeten, schweiget, schlummert,
schläft gelind,

wo der Teiche Silberspiegel unbeweglich sich erstrecket,
nichts der Lider Träume schrecket, denn der Lider
sanfter Fächer, Kräusler zarter Schaumgewebe niemals
wehet hier: der Wind,

fünfzig Frauen, Frevler-Frauen füllen mächtige Amphoren,
alabasterne Amphoren, schöpfend mit dem schlanken Kruge,
einmal schöpfend, dann entleerend, finstre Frauen der
Verdammnis füll'n nur ohne Unterlass,

der Verdammnis finstre Frauen füll'n die mächtigen Amphoren,
alabasterne Amphoren, ach vergeblich mit kostbarem,
aus der Lethe Strom steigendem, nie reichendem,
teurem Nass.

Schlanker Ast am Totenbaume wie erstarret ragt im Raume:
soviel Äste, soviel Seelen, selbstentleibte schwarze
Seelen, die jetzt stumm am Baume wehn,

unbewusst und dennoch fühlend reicht das Laubwerk, sich
nicht rührend, sich nicht rührend, schwarz wie diese
bis zur Wiese,

bis zur Wiese, wo der Lethe (ist sie doch der Lethe Wiese),
wo der Lethe müde Fluten wie von Mörderhänden bluten,
von uralten Sünden bluten, ewig fluten, nie vergehn,

nie vergehn, ins Meer nie münden, stets im Kreislauf neu sich
finden: fünfzig Frau'n dort unnützig giessen in die fünfzig
Vasen-Riesen, ach, vergeblich dort vergiessen Wasser
und der Tränen Flut.

Schöpfen, giessen, doch vergeblich: Wasser, Zähren gehn verloren
in verzauberten Amphoren, gleich der Wog am Meeresstrande,
schwellend, schwimmend in dem Sande; und die fünfzig
Mörderinnen lassen so vergeblich rinnen in die weissen
Zaubervasen ewiglich der Lethe Gut.

Fünfzig der Verdammnis Schwestern mit den Alabaster Leibern,
unbewusst und dennoch fühlend, singen — rastlos Wasser
führend — dösend in der Dämmerung.

fünfzig Frauen singen von den irdischen Erinnerungen (welche,
obschon längst verklungen, dumpf noch in der Seele geistern,
schreckend die Erinnerung):

„Hingeschlachtet haben wir die fünfzig Helden, unsre Männer und
dann liebten wir, nur liebten, Götter wissen, wen wir liebten,
schöpften aus dem Krug der Gierden, schöpften, leerten die
Begierden oben auf der grünen Erde, wo die Sonne golden war

Alte Worte wieder schallen in dem Dunkel unsrer Seele — wie am
Abend in die Säle Lichter von der Strasse fallen; was
bedeuten sie? vergeblich wollen wir uns noch erinnern.
Was bedeutet wohl auch: lieben? Was: Begehren?, Was: Umarmen?
In dem Zwielight ach vergeblich fragen wir der Schatten Schar.

Singen wir nur: Hingeschlachtet ... sinnen wir nur: unsre
Männer ... singen wir das Unfassbare und nur schöpfen,
weiter leeren, können wir doch nicht aufhören, singen wir
das Unfassbare, denn sonst wird es immer stiller und die
Stille ist so schrecklich, stumm und ungeheuer finster und
das Schweigen neu beginnt ...

Also sangen fünfzig Frauen, der Verdammnis finstre Frauen,
die einander furchtbar ähnlich, Ebenhaare, alabastern
ist der Leib der fünfzig Schwestern, die da sangen
in den Wiesen zwischen Mohnen und Zypressen, zwischen
den Amphoren-Riesen an der Lethe, wo der Wind

tief im stillen Orkuslande, windhauchlosem
Orkuslande schläft in Asphodelen-Beeten
schweiget, schlummert, schläft gelind.

Übersetzt von Gyula Garzuly

RUNDSCHAU

Deutsche Zeitschriften Ungarns.

Es sind wohl mehr als 150 Jahre, seitdem in Ungarn zur Aufklärung der deutschen Öffentlichkeit eine Zeitschrift in deutscher Sprache gegründet wurde. Dem ersten Versuch folgten im Laufe von Jahrzehnten zahlreiche andere, um ungarisches Land und Volk, ungarische Geschichte und Gesellschaft, Vergangenheit und Gegenwart der ungarischen Geistigkeit dem deutschen bzw. dem deutschsprachigen Lesepublikum bekannt zu machen. Wir erwähnen hier nur die Zeitschriften *Ungarische Revue*, *Jung-Ungarn* und die besonders verdienstvollen *Ungarischen Jahrbücher*, die zunächst die Ergebnisse der ungarischen Wissenschaft einem engeren deutschen Leserkreis zu vermitteln bestrebt waren. Daher war ihre Öffentlichkeit ziemlich beschränkt. Bis zum Beginn des gegenwärtigen Krieges konnte die deutsche Öffentlichkeit über die Ereignisse in Ungarn auch aus den ungarischen Tageszeitungen Auskunft erhalten; nun aber ist die Einfuhr von ausländischen Presseerzeugnissen in deutscher Sprache behördlich untersagt. Bei den immer enger werdenden, vielseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn ergab sich die dringende Notwendigkeit, das deutsche Publikum über die Lebensfragen des Ungartums in sachlicher Weise aufzuklären. Dieser Wille schuf im Sommer 1940 unsere Monatschrift *Ungarn*, die Zeitschrift der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft, die bei verhältnismässig geringem Umfang weite Stoffgebiete zu behandeln hatte. Ausführliche Besprechungen der deutschen Presse, Erklärungen aus führenden

Kreisen deutscher Wissenschaft und Geistigkeit zeugen dafür, dass die von uns erstrebte Behandlung ungarischer Probleme aufrichtigem Verständnis begegnete. Unsere Zeitschrift sah ihre Aufgabe seit ihrer Gründung darin, den geschichtlichen Hintergrund, die sozialen Grundlagen und die weitverbreiteten geistigen Beziehungen jeder ungarischen Frage aufzudecken, um diese dadurch der deutschen Öffentlichkeit in plastischer Fülle und anziehender Form darzubieten. Vor kurzem traten neben unsere Monatschrift zwei andere Zeitschriften, um einen Teil unseres verwickelten Aufgabenkreises in eigenem Bereich mit Erfolg zu lösen. Dadurch wurde auch unsere Arbeit wesentlich erleichtert; wir können uns nun in zunehmendem Masse unseren eigensten Aufgaben zuwenden: der geschichtlichen und literarischen Behandlung der tausendjährigen Beziehungen zwischen Deutschtum und Ungartum sowie der inneren und äusseren Fragen unserer Zeit. Besonders nahe steht uns von den zwei neueren Zeitschriften die Monatschrift *Donau-europa*, deren Leiter Prof. Dr. vitéz Theo *Surányi-Unger* zugleich Vorsitzender des Wissenschaftlichen Ausschusses der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft ist. Im Mittelpunkt der Monatschrift *Donau-europa* stehen zunächst die Beziehungen des Ungartums zu den Donauländern, dem Balkan und dem Südosten überhaupt, Probleme des Volkstums und der Wirtschaft. Die andere ungarische Zeitschrift in deutscher Sprache, *Das Schaffende Ungarn* gibt in Wort und Bild zusammenfassende Darstellungen von Zeitfragen

und Ereignissen des ungarischen Lebens. Die reinliche Scheidung des Arbeitskreises der drei Zeitschriften sowie ihr ehrlicher Wille zur Zusammenarbeit wird auch dadurch betont, dass sie nicht gleichzeitig, sondern in einem Abstand von je zehn Tagen erscheinen: am 1. jedes Monats unsere Zeitschrift, am 10. *Das Schaffende Ungarn* und schliesslich am 20. *Donaueropa*. Zusammen wollen die drei Zeitschriften dem für das Ungartum interessierten deutschen Leser ein möglichst lückenloses Bild über die Entwicklung des Ungartums, über innere und äussere Probleme des Landes und seine Beziehungen geben, wobei jede ihr besonderes Stoffgebiet bewahrt. Wir wollen noch einmal betonen, dass unsere Zeitschrift vor allem Fragen des geistigen Lebens behandelt und in der Zukunft in erhöhtem Masse der Veröffentlichung geschichtlicher und literarischer Beiträge dienen will. Eine besondere Stellung unter den deutschen Zeitschriften Ungarns nimmt das wissenschaftliche Organ der deutschen Volksgruppe, die *Deutschen Forschungen aus Ungarn* ein, die naturgemäss ihre besonderen Aufgaben haben.

Eröffnung der Zweigstelle Debrecen des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts Budapest. Am 8. November wurde die Zweigstelle Debrecen des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts Budapest feierlich eröffnet. Der Rektor der Stefan Tisza-Universität hatte aus diesem Anlass zu einer Festsitzung in der Aula der Universität eingeladen. Die Spitzen der Behörden, der Honvéd, des Komitats und der Stadtverwaltung und zahlreiche andere Ehrengäste aus den führenden kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kreisen Debrecens waren diesem Rufe gefolgt. Aus Budapest war als Vertreter der Deutschen Gesandtschaft Legationssekretär Dr. K. H.

Frahne erschienen, weiterhin der Direktor des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts Budapest, Prof. Dr. Hans *Freyer*, sowie der Leiter der Sprachabteilung dieses Instituts, Dr. Ernst *Häckel*. Eine besondere Ehre für das neueröffnete Institut war es, dass auch die *Deutsche Akademie* aus München einen Abgesandten, Dr. A. *Stroedel*, zu der Eröffnungsfeier nach Debrecen geschickt hatte. Im Auftrag des Landesgruppenleiters der AO. der NSDAP in Ungarn nahm der Abteilungsleiter des Kulturamts *Pg. O. Schaub* an der Veranstaltung teil. Auch die Vertreter der italienischen Kultur und Wissenschaft in Debrecen, Professor Dr. G. *Trombatore* sowie der Leiter des Debrecener Italienischen Kulturinstituts Herr Dr. R. *Fléri* waren erschienen. — Der feierliche Gesang des ungarischen Hymnus, vorgetragen vom Universitätschor und Kantus des Kollegiums, leitete die festliche Zusammenkunft ein. Der Rektor der Universität, Prof. D. Dr. Koloman *Kállay*, begrüsst die Gäste und eröffnete die Festsitzung. Er wies darauf hin, welche Freude und Ehre es für Debrecen sei, nunmehr auch eine Zweigstelle des grossen Deutschen Wissenschaftlichen Instituts, das im Anfang dieses Jahres in Budapest eröffnet wurde, zu besitzen; er übermittelte dem noch jungen Institut die Glückwünsche der Stefan Tisza-Universität und knüpfte daran die Hoffnung, dass die Zweigstelle ihre wissenschaftlichen und kulturellen Ziele, die er kurz umriss, erreichen möge in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit der ungarischen Kultur und Wissenschaft, wie sie der Tradition der beiden Völker und dem Geist unserer Zeit entspricht. Im Namen des Deutschen Gesandten erklärte daraufhin Legationssekretär Dr. *Frahne* nach einigen vom Sinn der deutsch-ungarischen Waffenbrüderschaft getragenen

Begrüßungsworten die Zweigstelle Debrecen des D. W. I. Budapest für eröffnet. Der erste Gratulant war der Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Debrecen, Prof. Dr. Rudolf Milleker. Seine Glückwünsche gipfelten in der Hoffnung, dass das neue Institut insbesondere den Studierenden der Geisteswissenschaften neue Hilfsmittel und Studienmöglichkeiten der weitverzweigten deutschen Kultur und Wissenschaft erschliessen möge. Professor Dr. Hans Freyer, der Direktor des D. W. I. Budapest, betonte die geistige und wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Ungarn und Deutschland, in deren Dienst auch das neugegründete Institut trete. In wissenschaftlicher Hinsicht seien es insbesondere die beide Völker gemeinsam interessierenden Probleme etwa der Sprache, der Geschichte, der Kunst und der Völkerkunde, also vorwiegend geisteswissenschaftliche, weniger naturwissenschaftliche Fragestellungen, die in gemeinsamer Arbeit oder gegenseitiger Anregung zu lösen seien. Dazu zu helfen soll vor allem auch der Bibliotheksdienst ausgebaut werden, um für bestimmte Facharbeiten auch das wissenschaftliche Material zur Verfügung zu stellen; ausserdem soll ein reger Professoren- und auch Studentenaustausch diesem Ziele dienen. Der Vertreter der Deutschen Akademie, Dr. A. Stroedel, stellte in Bezug auf den Kulturaustausch der Völker die Wichtigkeit der Sprachkenntnisse heraus, die zu vermitteln eine wesentliche Aufgabe der Akademie sei, deren Ziele und Werke er ausführlich darstellte. Mit dieser Zielsetzung versprach er dem neuen Institut die volle Unterstützung und Förderung der Deutschen Akademie. Für alle die Glückwünsche und Begrüßungen dankte Universitätslektor Dr. Wolfgang Heybey im Namen des neueröffneten Instituts. Er stellte auch als Ziel des Instituts den Gedan-

ken der geistigen Zusammenarbeit in einem neuen europäischen Gemeinsinn dar, zu dem wohl die Waffenbrüderschaft und Frontkameradschaft dieser Zeit, aber auch die grossen Geister der Vergangenheit, allen voran der universale Goethe führen könne. Unter diesem Grundgedanken behandelte er in seinem „Inaugurationsvortrag“ das Thema *Goethe und unsere Zeit*. In Goethe und in Weimar, wo eben jetzt die führenden Schriftsteller Europas unter dem Vorsitz eines „Statthalters Goethes“, des Dichters Hans Carossa, zusammengekommen sind, sehen wir ein Sinnbild geistiger Einheit, die im vergangenen Jahrhundert verschüttet worden war. Goethe weist uns hin auf das Eine, was heute wieder not tut und daraus allein Gemeinschaft wächst: Haltung, Mass und Glauben. Sein Ziel, das spüren wir, ist auch das unsere: die Einheit des Geistes und des Lebens zu finden. Aus dem grossen Antagonismus von Gesetz und Freiheit wächst Goethes Werk diesem Ziele entgegen, das freilich immer ein zu erringendes bleibt im ewigen „Stirb und Werde“. Das Ziel — die Synthese von Gesetz und Freiheit — fordert immer neuen Kampf und Dienst. Und auch das Kämpfen und Ringen unserer Zeit, so meinte der Redner, strebt geistig und real zu solch neuer Einheit. Ein neues Mass, eine neue „Gerechtigkeit“, wie sie Plato meinte, eine neue Einigkeit und Ganzheit muss die Zukunft Europas durchdringen. Goethe und seine auf solchem Grunde errichteten gesellschaftlichen, sittlichen und religiösen Gesetzentwürfe können dazu Weiser sein. Wenn Goethe in seinen Romanen und Epen immer wieder das „Streben zum Ganzen“ fordert, das Sich-Beschränken und Einfügen in eine höhere Ordnung, so ist das in gesellschaftlicher und sittlicher Hinsicht durchaus eine Parole unserer Zeit. Iphigenie spricht es aus, dieses klassische und doch so moderne

Ethos des Dienens: „Und folgsam fühlt ich immer meine Seele am schönsten frei“. Solcher Gehorsam aber wächst aus einem letzten unerschütterlichen Vertrauen in die Gerechtigkeit der Sache, aus einem tiefen religiösen Glauben an eine göttliche Führung. Goethes Naturfrömmigkeit und sein dämonischer Schicksalsglaube sind ein unvergänglicher Ausdruck dieses religiösen Grundgefühls, das auch unsere Zeit wieder trägt. Jede Rede des Führers *Adolf Hitler* bezeugt dieses selbe unerschütterliche Schicksals- und Gottvertrauen, dass der, der aufrecht kämpft, auch gesegnet werde. So strahlt auch aus Goethes Werk in unsere Zeit eine starke Lebenszuversicht, wie sie das Altersbekenntnis des Meisters zusammenfasst: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut“. — In dieser Haltung und in dem dienenden Streben zu neuer Einheit und Ganzheit, der Verbindung von Gesetz und Freiheit, kommt unsere Zeit, so schloss der Vortrag, der klassischen wieder nahe. Die Werke der neuen Baukunst, der Plastik und der Dichtung unserer Zeit sind ein lebendiger Beweis dafür. Dass aus solchem Streben nach neuem Mass und Gesetz auch eine neue geistige Einheit Europas erwachse, das sei unsere grosse Hoffnung. Das neueröffnete Institut möchte in seinem Rahmen an den Voraussetzungen zu einer solchen neuen europäischen Verständigung und Geistesgemeinschaft mitwirken, indem es dem Kulturaustausch dient und auch die wissenschaftlichen Verbindungen vertiefen hilft. Mit der Bitte um das Wohlwollen und Vertrauen, das zur Erfüllung dieser Aufgabe notwendig ist, schloss der mit grossem Beifall aufgenommene Vortrag. In der deutschen Nationalhymne klang die eindrucksvolle und äusserst gelungene Feier aus. Am Nachmittag fand in den schönen Räumen des Instituts ein Tee-Empfang statt, an dem sich ein zahl-

reiches und illustres Publikum traf. Die Gemütlichkeit und Freundschaftlichkeit dieser von edler klassischer Musik eingeleiteten Zusammenkunft war ein glückhaftes Zeichen für die zukünftige Arbeit des neueröffneten Instituts.

Deutschland—Ungarn. Diese Überschrift trägt der von dem *Gauverlag NS. Schlesien* in Breslau herausgegebene, mit prachtvollen Farbendruckern geschmückte, gehaltvolle Band, der Studien und Aufsätze über kulturelle, wirtschaftliche und politische Beziehungen des Deutschtums und Ungartums von führenden Persönlichkeiten des politischen und geistigen Lebens in Deutschland und Ungarn enthält. Den Band eröffnen die Bildnisse des Führers und Reichskanzlers *Adolf Hitler* und des Reichsverwesers *Nikolaus von Horthy*. Der ungarische Ministerpräsident und Aussenminister *Ladislaus von Bárdossy* und Reichsaussenminister *von Ribbentrop* betonen die Naturnotwendigkeit der deutsch-ungarischen Freundschaft, einige warme Worte für das Ungartum findet der gewesene Gesandte des Deutschen Reiches in Budapest *Otto von Erdmannsdorff*. Die umfangreicheren Beiträge des Bandes enthalten Studien von den Mitgliedern der ungarischen Regierung und den hervorragendsten Vertretern ungarischer Politik, Wissenschaft und Kunst über gemeinsame Probleme des Deutschtums und Ungartums sowie über ungarische Lebensfragen, namentlich über die der nationalen Erneuerung. Kultus- und Unterrichtsminister *Bálint Hóman* erörtert die Aufgaben des Universitätsprofessors, Reichserziehungsminister *Bernhardt Rust* die kulturellen Beziehungen der beiden Länder. Ackerbauminister *Baron Daniel Bánffy* weist auf die enge Zusammenarbeit der deutschen und ungarischen Landwirtschaft hin und bietet

eingehende Angaben über den Anteil des Reiches an der landwirtschaftlichen Ausfuhr Ungarns in den Jahren 1930—39. Reichsernährungsminister Walther Darré schreibt in seinem aufschlussreichen Aufsatz über die *Bedeutung der Marktordnung für die deutsch-ungarischen Beziehungen*. Mit Fragen des ungarischen Gewerbes und der industriellen Erzeugung befasst sich Handels- und Gewerbeminister Josef Varga, während Finanzminister Ludwig Reményi-Schneller den im Februar 1941 veröffentlichten umfassenden ungarischen Wirtschaftsplan umreißt. Der ungarische Gesandte in Berlin von Sztójay weist auf die Bedeutung des Umstandes hin, dass der Band gerade in einer Zeit erscheint, als Deutschland gegen eine Welt von Feinden für die Neuschöpfung Europas kämpft. Gauleiter der Auslandsorganisationen der NSDAP. E. W. Bohle gibt einen Beitrag *Gemeinschaft der Deutschen*. Bürgermeister Karl Szendy teilt aufschlussreiche Angaben über die überraschende Entwicklung der ungarischen Hauptstadt mit, Dr. Alexander Dobrovits, Präsident des Kön. Ung. Statistischen Amtes befasst sich mit Territorial- und Bevölkerungsfragen Ungarns. Dr. Karl Jancovsky, Geschäftsführer der Wirtschaftsgruppe Gross-, Ein- und Ausfuhrhandel, und Andreas v. Mecser, Vorsitzender der Deutsch-Ungarischen Handelskammer behandeln Fragen der Wirtschafts- und Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Ungarn.

Ausserdem enthält der Band lehrreiche Aufsätze über die ungarische Donauschiffahrt, die ungarische Wehrmacht und Finanzpolitik. Andreas v. Tasnádi Nagy, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses und der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft betont die Bedeutung der bereits tausendjährigen deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen; Karl Kádas, Staats-

sekretär im Gewerbeministerium gibt in einer umfangreichen Studie ein lebensvolles Bild über die Entwicklung der ungarischen Industrie mit statistischen Angaben über die Anzahl der Betriebe und Arbeiter sowie das Betriebskapital und die Ergebnisse der Produktion. Béla Marton behandelt die Zusammenfassung der Arbeiterschaft auf nationaler Grundlage, vitéz Theo Surányi-Unger teilt unter dem Titel *Unser Weg zu wirtschaftlichem Wohlstand* einige Abschnitte aus seinem letzten erfolgreichen Werke mit. Ausserordentlicher Gesandter Alfred Nickl erörtert Fragen des Aussenhandels, andere Beiträge geben ein Bild von den lebenswichtigen staatlichen Einrichtungen. Prof. Dr. Alexander Varga von Kibéd bespricht die Zielsetzungen der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft. Staatssekretär Bálint Töreký befasst sich in einem umfangreichen Aufsatz über die Entwicklung des ungarischen Flugwesens. Über die hervorragenden Leistungen der ungarischen Presse berichten ausserordentlicher Gesandter und Pressechef Anton v. Ullein-Reviczky und Sektionschef Ladislaus v. Thuránszky, während über die Ausschaltung des jüdischen Einflusses der Präsident der Pressekammer Michael Kolosváry-Borcsa handelt. Aufsätze über verschiedene Zweige der ungarischen Kunst und über kulturelle Einrichtungen von Ervin Ybl, Gustav Oláh, Géza v. Paikert, Wilhelm Schneller, Baron Julius von Wlassics u. a. m. ergänzen den reichhaltigen Band, den auch eine stattliche Anzahl von Bilderbeilagen schmückt.

Ungarn in der Reihe „Kleine Auslandskunde“. Der Band *Ungarn* von O. A. Isbert, der unlängst in der neuen Schriftenreihe des Verlags Junker und Dünnhaupt, Berlin erschien, darf eine gesteigerte Aufmerksamkeit der ungarischen Öffentlichkeit für

sich beanspruchen. Jeder Satz, jede Behauptung des ernstesten und gediegenen Volkstumsforschers bezeugt seine langjährige Tätigkeit im Dienste der Ungarnforschung. Vor allem schöpft er sein Material stets aus erster Hand. Das Büchlein behandelt die Verhältnisse des gegenwärtigen Ungarns und zerfällt in 5 Teile: Raum, Volk, Staat, Wirtschaft und Kultur. Obwohl es bereits vor dem zweiten Wiener Schiedspruch, vor der Rückgliederung Südungarns abgeschlossen wurde, ist es doch der zuverlässigste Wegweiser für den, der das heutige Ungarn kennen lernen will. Von besonderem Werte ist, dass Isbert auch das dem deutschen Leser zugängliche Schrifttum zu den einzelnen Teilfragen anführt und kritisch sichtet. Sein Buch ist eine gründliche, zuverlässige Arbeit, die jedem wärmstens empfohlen werden kann. Sieht man von einigen geringfügigen Irrtümern ab, so muss man sagen, dass es selbst von einem Ungarn kaum besser hätte schreiben werden können. Dies ist wohl die grösste Anerkennung, die wir dem Ungarnbuch eines Ausländers entgegenbringen können.

Städte und Gemeinden Ungarns.

Der hervorragende Führer des Verbandes deutscher Städte Dr. Harry Goetz, ein bekannter Fachmann der Stadtkunde, gab vor kurzem ein Buch heraus, das wir mit aufrichtiger Freude begrüssen: *Ungarn. Eine Reise durch seine Städte und Gemeinden* (Konrad Tritsch-Verlag, Würzburg). Über die ungarischen Städte erschien im Auslande bisher so manches, was zwischen vier Wänden oder in stiller Schreibtischarbeit von Verfassern ausgeklügelt wurde, die eigentlich niemals eine ungarische Stadt sahen oder ihre Anregungen höchstens alten Stichen entnahmen. Mit Recht weist der Bürgermeister der ungarischen Hauptstadt, Dr. Karl Szendy in seiner geistvollen

Vorrede darauf hin, dass Goetz wirklich persönlich Erlebtes gebe und als praktischer Stadtführer in höchstem Masse befähigt sei, ein lebensvolles Bild von der Leitung und Verwaltung eines städtischen Gemeinwesens zu entwerfen. Verf. bereiste ganz Ungarn, auch die Städte des rückgegliederten Siebenbürgens; sein Buch ist das Ergebnis dieser Studienreise. Eingehend behandelt er Selbstverwaltung, Finanzen, soziale Verhältnisse, Gesundheitswesen, Gewerbe, Handel und Kultur der ungarischen Städte und Gemeinden und zeichnet ein ergreifendes und farbenvolles Bild der ungarischen Hauptstadt. Das Titelblatt seines Werkes zeigt uns einen Teil Budapests an der Donau und einen ungarischen Hirten: ein ausdrucksvolles Sinnbild für den engen Bund zwischen Stadt und Land in Ungarn, den Verf. so tief erfasste, wie wenige Ausländer vor ihm.

Protestantische Kunst in Ungarn. Dieses Thema behandelt die vornehme Berliner Zeitschrift *Kunst und Kirche* (Heft 4. 1941.) in mehreren lehrreichen Aufsätzen fachkundiger ungarischer Verfasser. Die Beiträge des Heftes: *Der protestantische Kirchenbau in Ungarn* von Julius Fleischer, *Der Kampf um die evangelischen Kirchenbauten in Ungarn* von Eugen Sólyom, *Die evangelische Kirchenbaukunst der Gegenwart in Ungarn* von Stefan Révész und *Die ungarische evangelische Kirchenmusik der Gegenwart* von Eugen Kapi-Kralik sind ebenso wie das beigelegte reiche Bildmaterial höchst geeignet, die Kunst des Protestantismus in Ungarn ins richtige Licht zu rücken.

Alexander Márái in Hamburg. Ein bedeutsames Ereignis der sich immer mehr vertiefenden deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen war die deutsche Uraufführung des Schauspielers *Das Letzte Abenteuer* von Alexan-

der *Márai* am 21. September im *Thalia-Theater* in Hamburg. Die Uraufführung war zugleich ein Ehrentag des Staatsschauspielers Ernst *Leudesdorff*, der an diesem Tage das 25jährige Jubiläum seiner Zugehörigkeit zum Hamburger *Thalia-Theater* feierte. Mit besonderer Freude begrüßen wir die äusserst günstige Aufnahme des Werkes, das nach einer Reihe von Durchschnittpunkten der ungarischen Bühnenliteratur, die, in Deutschland zur Aufführung gelangten, in der Tat als ein Werk von wirklich literarischem Rang und Wert bei Publikum und Presse den wohlverdienten Erfolg davontrug. Zahlreiche Presseberichte liegen uns vor, die in gleicher Weise verständnisvoll die Vorzüge des Schauspiels von *Márai* würdigen. Besonders eingehend berichtet über das Werk und die Aufführung das *Hamburger Tageblatt* unter dem Titel *Zwischen Beruf und Berufung* (22. September 1941.) Wir heben aus dem Referat *Heinrich Kochs* folgende beachtenswerte Sätze hervor: „*Márais* Schauspiel hat eine Idee. Sie wird gleich im Anfang des Stückes nach der Exposition deutlich. Den ungarischen Romancier und Journalisten hat es gereizt, einen grossen berühmten Arzt vor zwei Abgründe zu stellen, vor einen menschlichen des Herzens, in den seine treulose Frau stürzt, und vor einen wissenschaftlichen Abgrund des Verstandes, in dem ihm Arzt- und Forschertum, Beruf und Berufung zu verschwinden drohen. Er gibt seine Frau auf und rettet sich dadurch vor dem eigenen inneren Verfall. *Márai*... verleugnet in diesem dramatischen Erstling den Epiker nicht. Um uns die Idee, um die es ihm in diesem Werk geht, genau vorzuführen, bevorzugt er einen breiten Dialog darüber, ob der Arzt fragen müsse: ‚Warum ist ein Kranker krank?‘ oder: ‚Warum ist ein Gesunder nicht krank?‘ Er selbst ent-

scheidet sich für die vorbeugende zweite Fragestellung und darf darin auf unsere Zustimmung rechnen.“ In ähnlich verständnisvollem Tone sind die Berichte auch der übrigen Blätter gehalten. Die deutsche Bühnenfassung des Schauspiels ist die verdienstvolle Arbeit von *J. P. Tóth*. Die Aufführung von *Márais* *Das letzte Abenteuer* ist ein wesentlicher Beitrag zum deutsch-ungarischen Kulturaustausch. An dem Abend, an dem das ungarische Schauspiel zum erstenmal in Szene ging, war das *Thalia-Theater* in Hamburg mit der deutschen und ungarischen Fahne festlich geschmückt. Die Anwesenheit von Ehrengästen dokumentierte die kulturpolitische Bedeutung des Abends, auf die vor Beginn der Vorstellung auch der Präsident der Reichstheaterkammer in seiner Ansprache hinwies.

Michael Babits als Übersetzer deutscher Dichter. Das Septemberheft unserer Zeitschrift widmeten wir dem Andenken des im August verstorbenen grossen ungarischen Dichters, der neben *Andreas Ady* eine führende Gestalt der modernen ungarischen Dichtung war. Wir veröffentlichten nebst einigen Gedichten seine feinsinnige Studie über *Goethe*. Die Bedeutung *Babits's*, auf die bereits ein teilweise auch von uns angeführter Aufsatz der *Donauzeitung* hingewiesen hatte, wird nun durch einen Aufsatz von *D. von Keresztúry* von neuer Seite erhellt. Der bekannte ungarische Literaturhistoriker behandelt den Dichter in einem Beitrag des *Babits-Gedenkbuches* als Übersetzer deutscher Dichter. Manches in der Studie von *Keresztúry* verdient wohl auch dem deutschen Leser mitgeteilt zu werden. „Seine Beziehungen zu dem geistigen Leben des nächsten westlichen Nachbarn — heisst es in der Studie über *Babits* — zeigen eine ununterbrochen fortlaufende Linie:

seine wichtigeren Werke erschienen fast ohne Ausnahme auch in deutscher Übersetzung, auch von den Gedichten wurde manches in nicht unwürdiger Form ins Deutsche übertragen. Auffallend bewandert war Babits in der deutschen Dichtung und nicht nur in der Sphäre weltliterarischer Grössen. Als Gast des *Ungarischen Instituts an der Universität Berlin* hielt er einmal einen Vortrag, wobei die deutsche Hörschaft das leidenschaftliche Pathos seiner deutschen Sätze, seine glühende und bei aller Fremdartigkeit äusserst suggestive Vortragskunst aufrichtig bewunderte... An die deutsche Geistigkeit knüpften ihn mehr wohlbegründete, mit korrekter Sachlichkeit formulierte Urteile, als befruchtende, tiefergreifende Erlebnisse. In seinem Übersetzungswerk nehmen die deutschen Dichter verhältnismässig geringen Raum ein. Wollen wir diese Übersetzungen gruppieren, so haben wir uns eher an einzelne Etappen der Übersetzerlaufbahn Babits's, als an innere Zusammenhänge der übersetzten Werke zu halten". Sodann behandelt Verf. eingehend die Übersetzungen Babits's von Dichtungen *Walter von der Vogelweides*, *Lenaus*, *Liliencrons*, sowie einer „Römischen Elegie“ von *Goethe*. Die Höchstleistung seiner Übersetzungskunst aus dem Deutschen sei indessen die Übertragung von *Goethes Iphigenie*. „Goethes Iphigenie — heisst es bei Keresztúry — regte zunächst den Ehrgeiz des klassischen abgeklärten Formkünstlers an. Die schwebende Harmonie des Werkes, die kühle und dennoch bannende Kristallhaftigkeit seiner Sprache, das Goethesche Mass, das wohl nichts anderes ist, als die lebensvolle Ruhe der zum Dienst gezwungenen Triebe und Leidenschaften — all dies mochte wohl den nach klassischer Klarheit strebenden Dichter gereizt haben. Darüber hinaus aber vor allem auch das christ-

lich-heidnische Schmiedewerk des Goetheschen Dramas, die durch Liebe gebändigte Wildheit und die durch sittliche Würde sieghafte edle Humanität. Allerdings war der Übersetzer auch in diesem Falle eine viel zu eigenwillige Persönlichkeit, um sich vollkommen dem Original anzupassen. Die ungarische *Iphigenie* wurde etwas farbiger, unruhiger, die Bilder wirklichkeitsnäher, durch die leidenschaftslose Ruhe gedanklicher Tiefen drang immer wieder das für Babits so äusserst kennzeichnende ruhelose Pathos. Ein Pathos, das zu den wesentlichsten Zügen seines ganzen Lebens und seines Gesamtwerkes gehört. Es hat einen besonderen Reiz zu beobachten, um wieviel heisser in der ungarischen Fassung die Worte des innerlich zerrissenen, von Furien verfolgten, stets um das Höchste ringenden Orest klingen". Die Stellung Babits's zur deutschen Dichtung eingehend zu untersuchen, seine Urteile über deutsche Dichter sowie seine Übersetzungen zu sammeln und zu sichten, bildet für den Forscher der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen gewiss eine der reizvollsten Aufgaben.

Josef Nyirő in Deutschland.

Nach den Büchern *Der Uz*, *Die Schneeberge* und *Die Totenpfähle* erscheint nun in kurzer Zeit bereits das vierte Buch des vorzüglichen Székler Erzählers in Deutschland. Vor allem muss hervorgehoben werden, dass die Übersetzung des neuesten Werkes weit über die der bisher im Zsolnay-Verlag erschienenen Bücher Nyirő's steht. Sie ist die verdienstvolle Arbeit von Hildegard Roos, die sich bereits wiederholt als sachkundige Übersetzerin ungarischer Werke bewährte. Über die Aufnahme des Romans, der das Leben eines Széklerdorfes schildert, sei nur so viel gesagt, dass bereits im Vorverkauf 38.000 Exemplare abgesetzt wur-

den. Wir geben noch bekannt, dass Josef Nyirő auf Einladung der Reichsregierung an dem Grossdeutschen Dichtertreffen in Weimar teilnahm, worüber er in diesem Heft unserer Zeitschrift berichtet.

Neues Deutsch - Ungarisches Wörterbuch. Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir das vor wenigen Wochen in vierter Auflage erschienene *Deutsch-Ungarische Wörterbuch* von Béla Kelemen. Das gewaltige Werk, das 950 Seiten umfasst, nennt sich bescheiden „Bearbeitung“, bietet aber in mancher Hinsicht völlig Neues. Der Bearbeiter, Theodor Thienemann, Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Budapest, trug den tiefgreifenden Veränderungen im deutschen und ungarischen Sprachschatz der letzten Jahre mit peinlichster Sorgfalt Rechnung. Mit besonderer Anerkennung weisen wir auf die sinnvolle Anordnung des riesigen Materials sowie auf die reiche Fülle der sinnverwandten Wörter und Ausdrücke hin. Das Buch ist für jedermann unentbehrlich, der um die Vertiefung des deutsch-ungarischen Kulturaustausches bemüht ist. Seine Bedeutung kann nicht genug hoch geschätzt werden. Verfasser und Verleger waren in gleicher Weise bestrebt, durch diese Bearbeitung allen ideellen und praktischen Bedürfnissen zu genügen und die Aufgabe, die ihnen das deutsch-ungarische Kulturabkommen vorgezeichnet hat, gewissenhaft zu erfüllen.

Ungarnbeilage der Zeitschrift Atlantis. Die in Leipzig erscheinende Zeitschrift *Atlantis* veröffentlicht eine Reihe von schönen und überzeugenden Bildern *Ländliches Ungarn* von E. A. Heiningcr, die dem deutschen Leser eindrucksvoll ungarisches Land und Volk zeigen.

Die Nationalitätenfrage im Karpathenraum. Besser als dieser anspruchsvolle Titel passt zu dem in der Ausgabe der *Wiener Verlagsgesellschaft* erschienenen Werke von Hans Lades der erläuternde Zusatz des Titels: *Der österreichische Ordnungsver-such 1848/49*. Allerdings betont Verfasser in dem Vorwort seiner Arbeit, dass er die Ergebnisse der ausländischen Forschung wegen der gegenwärtig bestehenden Verkehrsschwierigkeiten nicht heranziehen konnte, doch wäre er eigentlich nicht auf das Ausland angewiesen gewesen, um sich in der Geschichte des Ungartums, das den Karpathenraum tausend Jahre hindurch beherrschte, und auch im Mittelpunkt seiner Darstellung steht, hinreichend zu orientieren. Im wesentlichen enthält das Werk einen Kommentar zur „Ausarbeitung“ *Stadions* sowie zu den Denkschriften der ungarländischen Slowaken und des Donauschwabentums. Leider vermissen wir die organische Einstellung dieser Entwürfe in den Gang der Ereignisse und den geschichtlichen Hintergrund. Ein grundlegender Mangel des Buches ist, dass Verf. seine Kenntnisse über ungarische Geschichte aus zweiter Hand, meist aus veralteten Handbüchern schöpft, obwohl ihm in Wien das *Graf Kuno Klebelsberg-Forschungsinstitut* zu Gebote stand und auch der an der Wiener Universität tätige vorzügliche ungarische Historiker, Prof. Dr. Miskolczy ihm gewiss gründliche Auskunft über Ungarn betreffende geschichtliche Fragen erteilt hätte. Verfasser weiss nichts von den grosszügigen Quellenveröffentlichungen der ungarischen Geschichtswissenschaft, die seit dem Weltkriege gerade aus dem überreichen Material des Wiener Haus-, Hof- und Staatarchivs vor die Öffentlichkeit gelangten; er kennt auch nicht die fachkundigen Bearbeiter von Volks-

tumsfragen in Ungarn, Eugen Horváth, Gyula Miskolczy, Ludwig Steier, Josef Thim u. a. m. Ohne Einsicht in die umfassenden Quellenbearbeitungen dieser ist heute eine sachlich ernste Behandlung der Nationalitätenfrage im Karpathenraum kaum denkbar. Allerdings hätte Verfasser bei der Behandlung seines anspruchsvollen Themas wenigstens bescheidener Kenntnisse auch in der Sprache sämtlicher Karpathenvölker bedurft; wer sich an die Bearbeitung eines solchen Themas heranwagt, ohne die Sprache der Karpathenvölker zu kennen, dem wird es ähnlich ergehen wie dem, der ohne deutsch zu können, das Wesen des Nationalsozialismus erfassen will. Dass Verf. den vor 100 Jahren völlig unbekanntem Begriff der Volksgruppe ungeschichtlich anwendet, und dass er sich nach der Familienherrschaft der Habsburger sehnt, wollen wir nur nebenbei erwähnen. Die von ihm entdeckten „antimagyarischen“ Denkschriften und Entwürfe haben indessen auch eine heikle Seite: sie dienten den Ententemächten bei der Aufteilung des historischen ungarischen Staates in dem Gewaltdiktat von Trianon wenigstens zum guten Teil als Grundlage. Dies erkennt Verf. auch selbst, indem er sich am Schluss seiner Darstellung zu folgenden Sätzen entschliessen muss: „Die Problematik war in den Grundzügen die gleiche geblieben, weitergetrieben nur durch 70 Jahre menschlicher Strebungen und Irrtümer. Doch ebensowenig wie seinerzeit den Wiener Machthabern, gelang den raumfremden Politikern in London und Paris eine Lösung“. Das Werk von Lades entspricht den Anforderungen der Wissenschaft nicht und wird die deutsch-ungarische Freundschaft kaum fördern. Die Gegner der deutsch-ungarischen Schicksalsgemeinschaft aber erhalten darin wirksames Propagandamaterial.

Zur Geschichte des südost-deutschen Parteiwesens. Eine gediegene und sehr gut brauchbare Arbeit erschien in den von Prof. Fritz Machatschek herausgegebenen *Veröffentlichungen des Südostinstituts* von Isolde Schmidt: *Beiträge zur Geschichte des südostdeutschen Parteiwesens 1848—1914*. Obwohl in dem Titel auf den ganzen Südosten hingewiesen wird, behandelt die Arbeit bloss das Erwachen des Volksbewusstseins der Deutschen im geschichtlichen Ungarn, sowie die Anfänge ihres Parteiwesens. Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: der erste behandelt die Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1848—1897, der zweite die politische Bewegung der Donauschwaben 1849—1907, der dritte die Wechselwirkungen der politischen Bestrebungen der Sachsen und Schwaben und die Gründung der *Ungarländischen Deutschen Volkspartei*. Verfasserin zieht zwar nur wenig ungarische Werke heran, ist aber dennoch auffallend bewandert in der ungarischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, so dass ihr keine Irrtümer unterlaufen. Die Arbeit verdient die volle Aufmerksamkeit auch der ungarischen Historiker. Wer die ungarischen Beziehungen der deutschen Südostforschungen kennt, kann nur wünschen, dass ihre Aufarbeitung mit solcher Sachlichkeit und Umsichtigkeit erfolge, wie sie die Studie von Isolde Schmidt bekundet.

Jahrbuch der Hochschule für Politik. Dem *Jahrbuch des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institutes in Berlin*, das im Verlag Junker und Dönhaupt erschien, wird auch in Ungarn gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn auch die auslandswissenschaftliche Fakultät der Universität Berlin bisher noch keinen ungarischen Lehrstuhl und keine ständigen

ungarischen Studenten hatte, so nahm an ihren Ausländerkursen dennoch bereits eine stattliche Anzahl von ungarischen Gästen teil, die lebhaftere Empfänglichkeit für die Arbeit des Institutes bekundeten und diese auch nach Hause mit sich brachten. In dem vorliegenden Band, der gleichsam sämtliche Teilgebiete der Weltpolitik umfasst, steht uns die Studie Heinz Haushofers über das *Bauerntum des Südostens* am nächsten. Der Aufsatz von Karl Jurda, *Südosteuropa zwischen den Grossmächten* enthält wenig Greifbares und bleibt bei unklaren Umrissen. Von den Beiträgen ausser-europäischen Inhalts verdient zunächst die Studie von Friedrich Schönemann, *Der Weg der Neutralität der Vereinigten Staaten* hervorgehoben zu werden. Lehrreich sind auch die zusammenfassenden Berichte von Prof. F. A. Six und Axel Seeberg über die Tätigkeit des Institutes, sowie über die Ausländerkurse.

Grosse Deutsche im Ausland.

Diesen Titel trägt ein stattlicher Band, hg. von Hans Joachim Beyer und Otto Lohr im Verlag der *Union Deutschen Verlagsgesellschaft*, Stuttgart, der — wie der Untertitel angibt — „eine volksdeutsche Geschichte in Lebensbildern“ sein soll. Hervorragende Kenner geben hier eine Reihe von Bildnissen, von denen uns zunächst diejenigen interessieren, deren Tätigkeit sich auf Ungarn und auf die Donaulandschaften erstreckte. Solche sind: Prinz Eugen von Hermann Wendt, Stephan Ludwig Roth von Otto Folberth, Georg Daniel Teutsch von Friedrich Müller-Langenthal, Edmund Steinacker von Fritz Valjavec und Jakob Bleyer von Johann Weidlein. Am gelungensten scheint uns das Porträt Bleyers zu sein. Liebevoll eingehend und verständnisvoll zeichnet Weidlein das Bild des deutsch-ungarischen Volksführers, der an seinem Vater-

lande mit unerschütterlicher Treue festhielt, dabei aber auch die innige Verwurzelung mit seinem Deutschtum zu wahren vermochte und diesem bis zu seinem Tode mit voller Hingabe diente. Leider vermissen wir bei den einzelnen Bildnissen Schrifttum und Quellenangaben, die den empfänglichen Leser gewiss zu weiteren Studien angeregt hätten. Der gehaltvolle Band bietet auch dem Forscher der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen manches Neue und Aufschlussreiche.

Ein wichtiges Hilfsbuch zum Deutschunterricht in Ungarn. Der um die Vertiefung des Deutschunterrichtes verdiente Hochschulprofessor Béla Tettamanti veröffentlichte unter dem Titel *Die nötigsten deutschen Wörter und Wendungen* (Szeged, 1941.) in ungarischer Sprache einen äusserst brauchbaren Wegweiser für den deutschen Sprachunterricht namentlich an höheren Schulen, den wir aufs wärmste begrüßen. Das sehr ausführliche Geleitwort gibt einen Überblick der bisher erschienenen ähnlichen Versuche und hebt den besonderen Zweck der eigenen Zusammenstellung hervor. Verfasser untersuchte vor allem die an den höheren Schulen Ungarns gebrauchten Lehrbücher für deutsche Sprache, namentlich die der ersten drei Jahrgänge, in denen der systematische Sprachunterricht die grundlegenden Kenntnisse zu vermitteln hat. In diesen Lehrbüchern werden nach seinen Untersuchungen etwa 5—6000 Wörter aufgearbeitet, von denen natürlich nur ein geringer Prozentsatz lebendig bleibt. Tettamanti will nun eben jene Wörter und Wendungen zusammenstellen, deren Kenntnis im Laufe des höheren Schulstudiums zum sicheren Wissensgut des Schülers werden sollte.

Sein Wörterverzeichnis besteht aus 2 Teilen: 1. Die nötigsten Wörter und Wendungen der deutschen Sprache 2.

Der Wortschatz des Anfängers. Stellen wir die Frage, welche Dienste ein solches Verzeichnis dem Deutschunterricht leisten kann, so genügt es darauf hinzuweisen, dass eben die Abgrenzung des zu erarbeitenden Wortschatzes eines der wichtigsten und bisher noch nicht befriedigend gelösten Probleme bildet. Tettamanti verfuhr in der Sichtung des Wortschatzes mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. So schuf er von didaktischem Gesichtspunkte aus ein vorbildliches Verzeichnis; wird dieses von den Deutschlehrern voll ausgebeutet, so kann endlich daran gedacht werden, in allen Jahrgängen des höheren Schulunterrichts mit gleicher Zielsetzung bewusst vorzugehen, um den einmal erarbeiteten Wortschatz festzuhalten und nicht mehr fallen zu lassen. Doch auch rein praktisch kann das Verzeichnis sehr gut angewandt werden, besonders dort, wo es sich darum handelt, dem Lernenden die Grundbegriffe und einfachsten Redewendungen der einzelnen Sachgebiete beizubringen und dadurch das weitere, vertiefte Studium zu ermöglichen. Freilich bleibt dabei das Problem bestehen, wie dieser Wortschatz im Laufe der höheren Schulstudien stets wachgehalten werden kann. Tettamantis Buch regt somit zu neuen Untersuchungen und Überlegungen an: es sollte einmal genau festgestellt werden, welcher Anteil überhaupt dem Wortschatz und den Redewendungen im Sprachunterricht zukommt und wie man ihnen am besten gerecht werden könnte. Gewiss bildet die Frage, wie die angeeigneten Wörter und Wendungen im Schüler stets wachgehalten und vertieft werden können, das wichtigste und schwierigste Problem des Sprachunterrichtes. Man ist manchmal erstaunt, wie leicht das Einfachste in Vergessenheit gerät; die Bemühung des Lehrers zielt eben dahin, diesem

Umstand vorzubeugen. So ist Tettamantis kluges Buch in hohem Masse dazu geeignet, den Deutschunterricht an den höheren Schulen Ungarns zu vertiefen und erfolgreicher zu gestalten.

Grundfragen der ungarischen Wirtschaft. Heft 4 der Schriftenreihe des *Arbeitskreises für wirtschaftliche Forschung, Planung und Wirtschaftsaufbau im Reichsgau Niederdonau* Wien veröffentlichte Beiträge von drei führenden Persönlichkeiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens in Ungarn. Die Beiträge enthalten die in der *Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Wien* gehaltenen Vorträge der Verfasser teils im Wortlaut, teils auszugsweise. Von dem Inhalt des Heftes sind die Studien von Prof. Alexander Rohringer, *Das deutsche Wasserstrassennetz und das ungarische Wirtschaftsleben*, sowie von Prof. vitéz Theo Surányi-Unger, *Gegenwartsprobleme der ungarischen Wirtschaft* unserer Lesern bereits bekannt; sie erschienen im Januar-, bzw. Juniheft unserer Zeitschrift. Baron Ladislaus von Vay ist in seiner verdienstvollen Studie *Bodenbesitzpolitik und Bevölkerungsverteilungsprobleme Ungarns* bestrebt, die deutsche Öffentlichkeit über die in der Frage der ungarischen Bodenverteilung liegenden Schwierigkeiten aufzuklären.

Beethoven-Büste in Martonvásár. Zu der an der Spitze des Novemberheftes unserer Zeitschrift erschienenen Abbildung der Beethoven-Büste sei ergänzend bemerkt, dass sie im Parke des ehemaligen Schlosses der Familie Brunswick in Martonvásár steht und das Werk des auch im Ausland mit Recht anerkannten Meisters der ungarischen Plastik, Johann Pásztor ist.

INHALT DES DEZEMBERHEFTES 1941.

Völker im mittelalterlichen Ungarn. Von <i>Julius Szekfű</i>	705
Moltke in Ungarn. Von <i>Ladislauš Tóth</i>	718
Auf dem Dichtertreffen in Weimar. Von <i>Josef Nyirő</i>	727
Die gesellschaftliche Entwicklung in Ungarn zur Zeit des Tatareneinfalls. Von <i>Elemér Mályusz</i>	739
Széchenyi als Soldat. Von <i>vitéz Kamilló Aggházy</i>	750
Mozart und Ungarn. Von <i>Maria Kálmán</i>	756
Mozart-Musik in Siebenbürgen und im Banat. Von <i>Stephan Lakatos</i>	764
Mit Shakespeare im Schwarzwald. Von <i>Lorenz Szabó</i>	771
Ungarnweine. Von <i>Alexander Márai</i>	777
Gedichte von <i>Gyula Illyés, Ladislauš Tompa, Ladislauš Mécs, Michael Babits</i> , übersetzt von <i>Tibor Podmaniczky, Arpad Guillaume, Rudolf Becht</i> und <i>Gyula Garzuly</i>	782
Kunstbeilage: Holzschnitte zu Dantes „Göttliche Komödie“ von <i>Desider Fáy</i>	vor 705

Rundschau

Deutsche Zeitschriften Ungarns. — Eröffnung der Zweigstelle Debrecen des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts Budapest. — Deutschland—Ungarn. — Ungarn in der Reihe „Kleine Auslandskunde“. — Städte und Gemeinden Ungarns. — Protestantische Kunst in Ungarn. — Alexander Márai in Hamburg. — Michael Babits als Übersetzer deutscher Dichter. — Josef Nyirő in Deutschland. — Neues Deutsch-Ungarisches Wörterbuch. — Ungarnbeilage der Zeitschrift „Atlantis“. — Die Nationalitätenfrage im Karpathenraum. — Zur Geschichte des südostdeutschen Parteiwesens im Jahrbuch der Hochschule für Politik. — Grosse Deutsche im Ausland. — Ein wichtiges Hilfsbuch zum Deutschunterricht in Ungarn. — Grundfragen der ungarischen Wirtschaft. — Beethoven—Büste in Martonvásár.....

788

MITARBEITER DIESES HEFTES

Dr. *Julius Szekfű*, o. ö. Professor an der Universität Budapest.
 Dr. *Ladislauš Tóth*, o. ö. Professor an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
Josef Nyirő, führender Erzähler des siebenbürgischen Ungartums.
 Dr. *Elemér Mályusz*, o. ö. Professor an der Universität Budapest.
Vitéz Kamilló Aggházy, kön. ung. Oberst, Direktor des Kriegsmuseums.
Maria Kálmán von Kisöcz, Geigenvirtuosin, Mitarbeiterin des „Pester Lloyd“.
Stephan Lakatos, Musikhistoriker, Kolozsvár (Klausenburg).
Lorenz Szabó, Dichter und vorzüglicher Übersetzer deutscher Dichter.

UNSERE DICHTER:

Alexander Márai, führender Erzähler und Publizist.
Gyula Illyés, Herausgeber der Zeitschrift „Magyar Csillag“.
Ladislauš Tompa, Szekler Dichter.
Ladislauš Mécs, führender Dichter des Ungartums in Oberungarn.
Michael Babits (1883—1941), führender Dichter des „Nyugat“.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

38.521. — Königl. Ung. Universitäts-Druckerei, Budapest. (V.: Richard Thiering.)

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—
6. *Freisler R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—
7. *Strölin K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 1941 P 1.—
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—

